



1229

JL 1943

~~1445~~ Q.



Mikrologische Aussäge

A. G.

von

Friedrich Schulz.



N'avoir qu'un gout est peu de chose.

Volt:

Königsberg,

bei Friedrich Nicolovius

1793



91422

Borrede und Einleitung.

Vor einigen Jahren lebte zu Rom ein junger
Abt. Er war aus einer reichen Fa-
mille, und seine Mutter setzte ihren Kopf
darauf, ihn zum Prälaten zu machen. Man

tausste ihm also eine Prälatur, und kaum
war er in den Habit derselben geschlüpft,
so warf man ihm noch eine Stelle an dem
Tribunale zu, das „Buon Governo“ ge-
nannt wird *).

Es traf sich, daß, an demselben Tage,
wo er der ersten Sitzung bewohnen sollte,
ein Prozeß zu entscheiden war, der, wegen
besonderer Umstände, die Aufmerksamkeit

*) Dialogues sur le Commerce des Blés,

1770, pag. 284.

des ganzen Publikums auf sich geogen hafte.
(Es war von der Gültigkeit oder Ungültig-
keit eines Testaments die Rede.) In der
ganzen Stadt sprach man davon, und mit
großer Ungeduld erwartete man die Sentenz
jenes Tribunals. Dies besteht bloß aus
zwei Prälaten. In wichtigen Fällen bringt
jeder Richter seine Meinung zu Papier und
liest sie ab. Diese Gutachten läßt man
auch das Publikum wissen, und macht kein
Geheimniß daraus, wie in manchen andern
Ländern. Nun aber muß man wissen, daß
unser Abbate ein — Strohsopf war.

Wirklich, er war ein Strohhopf und wollte deshalb nicht dafür gehalten werden. Er fühlte wohl daß er bei seiner ersten Ewigung glänzen müsse; daß die Aufmerksamkeit auf sein „Voto“ gerichtet seyn würde; daß er mithin gleich jetzt sich in den Huf der Schriftsicht und Gelehrsamkeit zu setzen habe. Dahin nahm er den allernächsten Weg. Er beschloss sich bei einem berühmten Advokaten eine Opinion, und empfahl ihm, gute Arbeit zu liefern, möchte sie kosten, was sie wollte. Nicht zu vergessen, daß sie mit Citationen, mit lateinischen Zitaten, und zwar von den besten, aufge-

sußt seyn müsse. Der Advokat war ein
ehrlicher Mann und that sein bestes. Justi-
nian, Gratian, Ulpian, Papinian und
Accutius — alle wurden gegehndet, und
es ist gewiß, die Opinion wurde ein Meis-
sterstück. Es ward darin klar wie der Tag
gemacht, daß das Testament ungültig
sei.

Der Advokat brachte, den Morgen des
entscheidenden Tages, in eigener Person,
die Schrift zu „Monsignore.“ Dieser nahm
sie mit Freuden zu sich, dankte ihm, be-
zahlte ihn, durchlief seine Opinion zwey
bis dreymal, um sie ohne Anstoß vorlesen

zu förmten, legte sie zusammen, steckte sie in die Tasche, ließ anspannen und rosste, sehr selbstzufrieden, wie man denken kann, nach dem Tribunalhause. Er war sich bewußt, seine Unsterblichkeit in der Tasche zu haben.

Aber, wer ist immer auf alle Fälle gesetzt? Man kann einmal seinem Schicksale nicht entgehen. Das Unglück wollte, daß er nicht der erste war, der seine Opinion mitzuteilen hatte. Zwei Prälaten thaten es vor ihm, und beyde, (o, Unstern!) votirten für die Gültigkeit des Testaments. Dieser unerwartete Fall, brachte unsern

Mann aus aller Fassung. Er setzte sich in den Kopf, daß alle übrige Richter ebenfalls für die Gültigkeit opiniren würden, und daß er mit seinem Gutachten allein sitzen bleiben könnte. Was für eine Beschämung, was für eine Schande wäre das für ihn! Die ganze Stadt würde sagen, er allein sei anderer Meinung gewesen! Diese Vorstellung trieb ihm sein ganzes Blut ins Herz, und Lippen und Hände zitterten ihm. Er verwünschte innerlich den Advokaten und nannte ihn einen Betrüger, daß er ihn in das Unglück geführt, mit seiner Stimme allein zu bleiben. Er war aufgebracht ge-

gen sich selbst, daß er sich nicht zwei Gutachten hatte versetzen lassen, die einander entgegengesetzt wären?

Diese peinlichen Bewegungen machten ihm das Herz wohl schwerer, aber den Kopf nicht leichter. Der schreckliche Moment rückte herzu, wo er lesen sollte. Was war zu thun? Er hätte freylich mit zwey Worten sagen können, daß er der Meinung des Prälaten sei, die vor ihm opinirten; aber sein Gutachten, sein herrliches, sein theures Gutachten — wozu hätte es ihm dann genutzt? Jedermann hätte gesagt, er habe die

Ufsten nicht studiert, er habe keine Regnung für sich; und das wäre doch gelegen gewesen, denn er hatte sie in — der Tasche.

Indessen, seine Angst selbst, macht ihm Muth. Er nimmt sich herhaft zusammen, zieht sein Papier aus der Tasche, liest es laut, verständlich, mit Grazie und Würde ab, und um seine Sylbe anders, als geschrieben steht. Bloß am Schlußt, als er an die Worte der feierlichen Konklusion kommt, liest er, anstatt: erklärte ich das Testament für ungültig — erklärte ich das Testament für gültig. —

Der Kardinal, Präsident des Tribunals
glaubte, dies sei ein Mißverständ, er ver-
lese sich. „Ronsignor,” sagte er: „Sie
wollen sagen ungültig.“ — „Um Ver-
zeihung, Ihre Eminenz,” erwiederte unser
Gebatte mit Bescheidenheit; „ich meine, es
sei gültig.“ — „Aber wie kann das
sein?“ versetzte der Kardinal: „Sie haben
ja das Gegenteil bewiesen!“ — „Das
macht nichts aus, Ihre Eminenz, ich
meine, es sei gültig;“ sagt unser Mann
und er bleibt dabei, daß er der Meinung
der Prälaten sei, die vor ihm votiert
haben.

Alle sehen einander mit großen Augen
an, wundern sich, trauen ihren eigenen
Ohren nicht. Die Zuhörer flüstern und
murrmeln. Man frage ihn noch einmal,
jeder fragt ihn einzeln: Cur? quomodo?
qua ratione? — Er bleibt hartnäckig das
bei: er sei für die Gültigkeit des Testaments.
Endlich entwischen ihm ein paar leise arti-
kulirte Worte: daß er nicht allein mit
seiner Meinung bleiben will, und daß das
Publikum ihm dies nicht nachsagen soll.
Ein Nachbar fieng sie auf, durchsah das
Räthsel, und fand, zu seinem Erstaunen,
die unglaubliche Ueberzeugung in seinem

Röpf eingenistet: daß man in Urthei-
len und Meinungen eben so we-
nig etwas besonderes haben müß-
te, als in der Frisur und Klei-
dung —

Moral. Ich will nicht seyn, wie dieser
sehr Abbate.

Erftau, den 1. Jänner, 1793.

G.

D u b l e

I. Ueber das Wort „Herr“ vor den Namen der Götter.	2.
II. Trenchée und Tranchées, Raufgraben und Reichsfürnehmen.	3
III. Ueber die Zusätze der poetischen Erwähnungschaft.	11
IV. Die Veruffstät.	47
V. Gründe gegen die Abschaffung der Weinfelder.	63
VI. Drift Champ de Mars Marfeld oder Märkfeld.	68

VII. Wofür sein Gottläger, so wenig als Christus und Musamed.	C. 89
VIII. Wie durch Herrn Campen d. verschiedne Sprachberücksichtigung die deutsche Sprache darin aber reicher?	121
IX. Bemerkungen über deutsche poetische Uebersetzen und Ueberschüngen.	146
X. General Uebersicht in Parit.	187

I. *Gelehrte und gelehrte*

Über das Wort
„Herr“
vor den Namen der Schriftsteller.

(Von: Belegwerke der 25:sten Nummer der Allgemeinen
Literatur-Zeitung, vom Jahre 1792. Seite 619.)

Titel gelten dem Manne von Geschmack nicht.
Der bloße Name eines Schriftstellers, der
Meisterwerke hervorgebracht hat, flösst mehr
Achtung ein, als alle Bewohner, die man das
vor setzen könnte.

Der Quartaner wendet Fleiß an, um bald
das „Monsieur“ vor seinem Namen zu hören;

der Sekundaner sieht schon auf den „Monsieur“ herab, und der Primaner, der zwischen „Monsieur“ und „Herr“ schwiebt, freuet sich auf die Akademie, die ihm das Prädikat „Herr“, unnachlässlich verschafft.

Ich fange mit den untersten Stufen der Geschäftsamkeit an, und sage, wie es dort ist. Auf den höchsten zeigt sich das Gegentheil. Jeder Schriftsteller, vom Mittelmäßigen bis zum Guten, erhält das „Herr“ vor seinen Namen, wenn man seiner in Schriften erwähnt. Und die Wortreichen? Die sollten doch ein höheres Prädikat bekommen, aber sie bekommen gar keines.

Das ist ein unhöflicher, ungerechter Gebrauch, könnte man denken. Ich denke, er ist sehr höflich und gerecht. Ein Name ohne „Herr“, ist ein selbstständiger Name, er bedarf keiner Folie. Man nennt bloß ihn und weiß, wovon man ist. Je größer die Anzahl der Schriftsteller ist, die einen Namen schlech-

weg nennen, je mehr Verdienste sie selbst haben, desto allgemeiner und sicherer sind die Verdienste des Mannes, dem er gehörte, anerkannt. Das Schriftsteller-Publikum, als Masse genommen, hat hierin ein seines Gefühls und verläßt sehr selten dagegen.

Man sagt nicht: Herr Professor Kant, Herr Hofrath Wieland, Herr Geheimer Rath von Goethe, Herr Legationsrath Klopstock. Niemand sagt: Herr Möser, Herr Vode, Herr Ulz, Herr Schilder, Herr Pütter, Herr Gleim —

Aber jedermann sagt: Herr von Archenholz, Herr Noch, Herr Meissner, Herr Dünger, Herr Mylius &c.

Es giebt aber noch Namen in der deutschen Literatur, die zwischen „Herr“ und M. M. schlechtweg, schwelen. Dahin gehören Weisse, Garve, Engel, Schloesser, Reiny

held, Bürger, Schiller, Götter,
Götter u. a. m. Diese sind über den
„Herrn“ hinaus, aber noch nicht völlig im
Besitz der Unhöflichkeit des gelehrten Publis-
kums gegen sie. Man hört sie bald mit bald
ohne „Herr“ nennen.

Als Lessing, Mendelssohn, Cramer,
Hagedorn, Häller, Nabener ic. noch
lebten, sah niemand ein „Herr“ vor ihren
Damen; nachdem sie tot sind, geschieht dies
noch weniger. Überhaupt fehlt man vor den
Damen eines Todes, meines Wissens, nie
das Herr, ausgenommen in den Leichenteden
und Anzeigen von Todesfällen. Viele mit-
telmäßige Schriftsteller mögen sich also auf
ihren Tod freuen.

Wunderlich ist es, daß ganz schlechte
Schriftsteller mit den ganz vortrefflichen
Einerley Ehre genießen. Man sagt nicht,
Herr Gräbler, Herr Braun, Herr Ge-
sellius ic. sondern schlechtweg Geißler,

Grau u. s. w. Über wer sieht nicht ein, daß dies eine wahre Unhöflichkeit von Seiten des Publikums ist? Mögen sich diese Herren darüber nicht verbünden.

Diese Unterscheidungen sind nicht willkürlich. Der Kenner der Literatur weiß die Gründe davon sehr gut. Doch gehen zwei Mächte von diesem Gebrauch ab: die jungen Schriftsteller und die Recensenten.

Die jungen Schriftsteller, die noch nicht viel gelesen, und noch weniger über Werke der Gelehrsamkeit und des Geschmacks, und über deren Urheber nachgedacht haben, sind sehr geneigt, Schriftstellernamen ohne „Herr“ zu nennen, theils, weil sie jene Distinktionen nicht kennen, theils, weil sie dadurch das Ansehen von Familiarität in der Literatur geben wollen.

Wenn die Recensenten ein Buch anzeigen, sey es von den vorzüglichsten, oder

von dem schlechtesten Autor, so sehen sie, wenn sie seinen Namen schreiben, das „Herr“ davor. Warum? Ich weiß nicht genau. Vermuthlich, weil das weggelassene Herr vor großen Namen zu „cavalierelement“, und vor kleinen, verdächtlich flingen würde. Wandler Recensent der ein Buch schreibt, worin er gelegentlich eines großen Namens erwähnet, sieht gewiß kein „Herr“ davor.

Gegen diesen Gebrauch seiner Kollegen und zugleich gegen die allgemeine Sitte, hat der Recensent verslossen, der in der oben angezeigten Nummer der A. L. Zeitung das Buch „Sokrates“ von einem Herrn Heller mustert. Herr Heller hat darin, mit bloßen Umschreibungen und Verwässerungen, alle die Gedanken gesagt, die Mendelssohn über Sokrates drucken ließ. Um zu zeigen, wie Herr Heller sein Original kopierte, hat der Recensent die Worte beyder, in gespaltenen Kolumnen, neben einander gestellt. Neben die Worte Mendelssohns, schrie er schließlich:

weg Mendelssohn, und über die
Worte Herrn Hellers schreibt er schlecht
weg Heller. Das ist unschicklich. Er hätte
das Wort Herr vor Heller setzen müssen.
Die Gründe dazu liegen in den obenstehenden
Bemerkungen.

II.

Tranchée und Tranchées, Laußgraben und Leibſchneiden.

(Engl. Polit. Journal. Aug. 1792. S. 227.)

Die Herausgeber des Politischen Journal als haben sich, seit dem Ausbruche der französischen Revolution, nie in die Gefahr gesetzt, für Feinde des Despotismus gehalten zu werden. Zwar scheinen sie nicht übermäßig tief über diesen Gegenstand gedacht zu haben; aber wo zu wäre das auch nöthig? Wenn man nur Fakta getreu anführt und nebenher die Gabe zu prophezeien hat! Diese letztere ist, in unsfern unprophetischen Zeiten, nirgend so glän-

gend gezeigt worden, als in dem genannten Journal. Es kann nicht so bleiben, sagte die Gesellschaft der Herausgeber immer, und, zu jedermanns Verwunderung, ist es, in der That, nicht so geblieben. Doch dies nur beyläufig.

Die Gesellschaft erzählte in dem oben angelegten Stücke ihres Journals: die Engländer hätten vor Seringapatnam die Tranchéen eröfnet. Mich wundert, daß sie dies französische Werk braucht, da sie doch, wie es am Tage liegt, die Franzosen nicht wohl leiben mag, und da, wie sie es braucht, die Englische Armee dadurch sehr empfindlich beleidigt wird. Ich weiß nicht, was sich die besagte Gesellschaft für eine Idee von der Eroberungskunst macht, aber die, welche sie durch die Redensart: man hat die Tranchéen eröfnet — verlautbarer ist, wenigstens, sehr verworren. Denn sie meint, man erobere eine Stadt mit eröfneten Tranchéen, das heißt, man erschrecke — nur

nicht — mit einem Stuhlgang. Die Kerze
te wissen, daß durch dies Phänomen das Leib
schneiden eröffnet und gehoben wird; aber
Städte damit zu erobern! Wie neu! Sie
hält doch die Indianer zu sehr für „Pol-
trons“ und die Engländer zu sehr für
„Polissons“.

III.

Ueber die Zusâlle
der
poetischen Schwangerschaft.

(Graefl. Anton Kleist, ein psychologischer Roman,
erst Theil, Berlin 1790.)

Herr Morich hat, in dem genannten Buch, einem der unterhaltendsten und lehrreichsten, welche die deutsche Literatur besitzt, ein besonderes Buch seines Helden aufgestellt und vergliedert. Kenner und Patienten werden das, was er darüber sagt, größtentheils sehr treffend und so natürlich finden, daß es nicht erdichtet werden konnte. Er nennt es die Leiden der Poesie, d. i. die Leiden,

welche die Poesie erweckt, nicht diejenigen, die sie selbst hat; ob ja gleich von den Menschen, die an jenem Lebel erkranken, genug leiden muß. Ich nenne das Ganze, um jenen Missverstand zu vermeiden, lieber die Zufälle der poetischen Schwangerschaft.

Herr Moritz beschreibt die Empfängnis sehr genau, und wie sie sich bey Reisen zeigte, mag sie sich wohl bey allen unächten, aber auch ächten, Dichtern zeigen. — „Wenn ihn (erzählte Dr. M.) der Reiz der „Dichtkunst anwandte, so entstand zuerst „eine wehmüthige Empfindung in seiner „Seele; er dachte sich ein Etwas, (wovon) er „sich selbst verlor, wogegen alles, was „er je gehabt, gelesen oder gedacht hatte, „sich verlor und dessen Daseyn, wenn „es nun wirklich von ihm dargestellt wäre, „ein bisher noch ungesühltes unnenbares Bew „gnügen (Wem? Ihm, oder Andern?) verw „ursachen würde.“

- Ich habe oben das Wort *w e h m ü t h i g* unterstrichen, weil es nur zu Reisers individuellen Charakter und zu seiner damaligen aussfern, gedrückten Lage paßt. Nicht alle Menschen werden bey solchen Umwälzungen wehmüthig seyn. Einige Charaktere besonders in gleichlichen Lagen, machen hier eine Ausnahme. Anstatt der Wehmuth, werden sie ein unruhiges, stürmisches Verlangen bey solchen Hervorbringungen getrieben fühlen.

, „Dum pat aber noch nicht ausgemacht“ (es zählt Hr. Mr. weiter) „ob dies (Etwas) ein „Trauerspiel, eine Romanze, oder ein Elegisches Gedicht werden sollte; genug, es mußte „etwas seyn, das wirklich eine solche Empfindung erwecke, wovon (von welcher) der Dichter gewissermaßen schon das Vergesühl ger „habt hatte.“

Neuerst natürlich, in der That. Um diese Erscheinung allgemeiner anwendbar zu machen, vergesse man nicht, daß es auch einem heitern

Dichter so geht), bey dem sich das E^y zu einem
komischen Roman, zu einem Lustspiele, zu einem
Epigramm ic. losgerissen hat. Auf didaktische
Dichter kann es nicht wohl angewendet wer-
ben, weil die Gegenstände, die sie behandeln,
eigenlich nicht empfangen werden, sondern nur
die Bilder und Gleichnisse, die sie zur Dar-
stellung und Verdeutlichung ihrer durch den
Verstand zugesührten, moralischen, politischen
oder metaphysischen E^he^tze brauchen.

„In den Momenten dieses seligen Vorges-
fühlts (fährt Hc. W. fort) konnte die Zunge
„nur schwimme, einzelne Laute: (sollte
„heissen: nur einzelne Leute stammelnd —)
„hervorbringen. Etwa, wie die in einigen
„Klopstieflischen Oden, zwischen denen (in
„welchen) die Lücken des Ausdrucks mit Punk-
ten ausgefüllt sind.“

Ebenfalls ganz nach der Natur. Bey komi-
schen Dichtern möchte sich, in dieser Periode
der Schwangerschaft, bloß eisig lächeln, oder

auch wohl ein lautes Lachen anmelden; so wie bey didaktischen, eine laute Explosion der Wahrheit, oder des Sanges überhaupt, der gerade am lebhaftesten auf sie wirkt.

„Diese einzelnen Laute aber (läßt sich S. 15. weiter vernehmen) bezeichneten den nun immer das Allgemeine von Groß, Erhaben, Sonnenstrahlen und dergleichen. „Dies dauerte denn so lange, bis die Empfindung in sich selbst wieder zurückfaßt, ohne auch nur ein paar vernünftige Zeilen, zum Anfange von etwas Bestimmten, ausgeborren zu haben.“

Sehr treffend. Das Abzuziehende abgesogen, ist dies auch bey Dichtern anderer Fächer der Fall, didaktische ausgenommen. Diese können ihre Sätze gleich niederschreiben, insosfern der Verstand sie kalt über sieht, aber die Einkleidung wird ihnen auch nicht auf der Stelle gelingen,

Mir ist übrigens nicht ganz klar, was Hr. M. mit den Werten sagen will: bis die Empfindung in sich selbst zurück sinkt; darum habe ich sie unterstrichen. Ich glaube, es ist nur eine angewöhnte Redensart, die zwar in mehreren unserer Schriftsteller vorkommt, bey der man sich aber nichts bestimmtes denken kann. Wenigstens ist dies der Fall mit der Verbindung, in welcher Hr. M. sie hier braucht. Die Empfindung sinkt in sich selbst zurück, kann heißen: die Empfindung sinkt in sich selbst zusammen, d. i. sie verschwindet, sie scheitert gleichsam, sie zerfällt in nichts, sie hört auf, sie läßt nach; es kann auch heißen, die Empfindung hält sich ganz in sich selbst ein und verträgt jede andre aus der Seele, oder auch, sie nimmt keine Notiz davon; noch kann es heißen, sie konzentriert sich wieder in sich selbst und arbeitet nicht mehr, äußere Bilder oder Vorstellungen zu beleben.

leben. Man sieht, daß alle drei Fälle, in ihrer ganzen Subtilität, durch jene Niederschrift nicht klar ausgedrückt werden. Auch passt keiner dieser Fälle genau auf das, was Hr. Moritz, wie man wohl begreift, sagen will. Seine Meynung ist nämlich, wenn ich nicht irre, folgende: „Hat nun das Vergefühl einer „poetischen“ Produktion eine Weile gehabt, „sich in Worte oder Bilder zu ergießen; fins „det es, daß es unmöglich wird, letztere passend, stark, lebhaft, malerisch, erschöpfend „genug anzugeben, um jenes Gebilde, zum „Machgenuß für sich selbst und zum Genüß für „Andere, darzustellen; so erschlaßt es allmähig, zerstreuet sich, und verschwindet, ohne „seine Spur in Worten nachgelassen zu haben.“ — Diese Empfindung von Schwäche von Unzulänglichkeit der düssern Hilfsmittel, einer geistigen Schöpfung eine sinnliche Existenz zu verschaffen, läßt eine Beklemmung, eine Niedergeschlagenheit, eine Sehnsucht, einen Verdruß, eine Ermattung, eine Unzufriedenheit u. in der Seele zurück, die eben den qual-

B



vollen Zustand bewickeln, welchen Mr. Morris die Leiden der Poesie nennt.

„Nun war also (sagt Mr. Semper) während dieser Kreis nichts Schönes (was zum gerade Schönheit? Nichts. Wir sind es —) entstanden, woran sich die Seele hätte fest halten können, und alles andre, was wirklich schön da war, wurde nun seines „Glickes“ mehr gewürdigt. Es war, als ob „die Seele eine dunkle Vorstellung von etwas gehabt hätte, was sie selbst nicht seyn konnte, und wedurch ihr eigenes Daseyn ihr verächtlich wurde.“

Der letztere Satz, von den Wörtern „Es war“ bis „verächtlich wurde“ — ist, denkt mich, nicht klar ausgedrückt, ist vielleicht gar hier nicht am rechten Orte. Wie wollen es untersuchen.

In der kurz vorher bezeichneten Periode war die Seele aus ihrer gewöhnlichen, geistig



gen Lage und aus ihren thierischen Umgebun-
gen gatz heraus, und schwiebt in einer Region,
die sie sich selbst gebildet hatte; um — zu erschaf-
fen. Das Werk, das sie her vorbringen wollte;
ahndete ihr, schwiebt ihr vor, und war wahr-
lich, in seiner ästhetischen Gestalt, schon ganz
vollkommen und fertig; Das Wünschen der
seit geistigen Ausgeburt, machte ihr unsägliche
Freude. Sie selbst also war mit ihrer Kraft
zufrieden; das betraf ihre Lust an ihrem
Werke. Da sie sich aber an eine plumpen Um-
gebung gefesselt fühlt, die ihr nur zuweilen
eine Erholung, auf welcher sie gleichsam ganz
allein ist, erlaubt, und zwar nur auf wenige
Momente; so bestrebt sie sich, das Gebilde
welches sie in ihrem ganz reinen Zustande ge-
schaffen hat, in ihre Gesangenschaft mit her-
über zu nehmen und seiner zu genießen. Da
sie aber, sobald sie in ihre thierische Hölle
zurück schwiebt, mit derselben wieder in Eins-
zerrückt; so muss sie ihre Bilder und Genüsse
ebensfalls versinnlichen, und der Gegenstand
derselben muss dann wohl höher und eine höchst

armelinge Kopie von demjenigen werden, den sie in ihrem vorigen verklärten Zustande schuf und genoß. Das Gefühl von Unbehaglichkeit, welches ihr daraus erwächst, fällt nochwendig in Verachtung verwandelt, auf ihre Hülle und auf ihre daran liebenden Sensationen, vergangene und gegenwärtige zurück, und nicht auf sie selbst, wie Herr Mo ri g es vorstellt. Denn hier ist nicht die Rede von dem, was die Seele seyn könnte, sondern von dem, was sie vermag, schaffen kann und wirklich schuf; ihre Existenz kann sie also nicht verächtlich werden, sondern bloß die grössten Umgebungen, die sie zu schwach für ihre Arbeiten findet, an die sie aber doch nun einmal gefesselt ist. Daher kommt auch wohl das natürliche Gefühl bey Jedem, daß er stärker sey, als sein Körper. Daher die Erscheinung, daß wahrhaft große Seelen ihre, uns Andern so vollkommen scheinende, große und schöne Gedanken und Thaten, bey welchen nicht so groß und schön finden; daß wahrhaft große Genieen ihre Werke, vor denen

Andere bewundernd niederknien möchten, tief unter dem Ideale glauben, daß ihrer Seele nicht bloß verschwebte, sondern welches sie wirklich vollkommen ausgearbeitet hatte.

„Es ist wohl ein untrügliches Zeichen,“ (schrift Herr M. fert.) „däß einer (derjenige) keinen Beruf zum Dichter habe, den bloß eine Empfindung im Allgemeinen zum Dichten veranlaßt, und bey dem nicht schon die bestimmte Scene, die er dichten will, noch rehet (?) als diese Empfindung, oder wenigstens zugleich mit der Empfindung da ist. Kurz, wer nicht während der Empfindung zugleich einen Blick in das ganze Detaille (Detail) der Scene werfen kann, der hat nur Empfindung, aber kein Dichtungsvermögen.“

Dieser Satz ist, mit Einschränkung gesehenen, wahr; aber nicht deutlich und bestimmt genug ausgedrückt. Herr M. will, glaube ich, sagen: „Wer bloß die Wehen des

„Dichtungstriebes im Allgemeinen fühlt, ohne
„eine deutliche Verstellung, ohne ein schon
„völlig fertiges Bild von der besondern Geburt
„zu haben, die er in die sinnliche Welt sehen
„will; der hat nur Trieb zum Dichten, aber
„kein Vermögen dazu.“

„Eine Empfindung, die im Allgemeinen ei-
nen Menschen zum Dichten antreibt, zeigt
wenigstens, daß er diejenige Wendung der
Seele besitzt, die zu Dichter machen kann.
Die ihm also wirklich einen Beruf dazu giebt.
Diese Empfindung, oder dieser Anstoß, liegt
jedem Dichtungstrieb, dem unächst wie dem
ähnlich, zum Grunde; denn jeder Dichter fühlt
in dem ersten Momente der Begeisterung nur
eine Empfindung im Allgemeinen; erst im
zweyten wird sie individuell. Die Hauptſache
ist also, daß es nicht bey jener Empfindung
im Allgemeinen bleibe, sondern, daß sie so
gleich zu wirken, zu bilden ansänge, und dazu
einen bestimmten Gegenstand aufſetze. Herr
W. hätte also, dünkt mich, seinen Satz so

stellen müssen: „wer bloß eine Empfindung „im Allgemeinen hat, daß er dichten möchte, „wer sie öfter hat, ohne daß sie in seinen fruchtbaren Bildungstrieb „übergeht, welcher einen bestimmten Gegenstand übersieht und verarbeitet: Der hat „keine Kraft zu dichten, und jene allgemeine, „herzenflatternde, ehmächtige Empfindung, „ist nur Wunsch oder Nachahmungsfürcht und „gehört deshalb nicht vom wahren Verfase zum „Dichten.““

Meister hatte östere Anwendungen vom Bildungstrieb, aber dieser hastete nie auf einem bestimmten Gegenstand, oder, wenn es sich an einen solchen fesselte, so war er von derjenigen Art, die Herr M. als Merkzeichen angibt, daß man seine poetische Ader habe. Wir wollen seine Bemerkungen hierüber hören:

„Meister wollte ein Trauerspiel dichten,“
 (erzählt er,) „das Siegwart heißen und
 sich mit seiner (dessen) Einkehrt bey dem

„Einsiedler anheben sollte; „welches immer
 „Nichter Lieblingsalter (war), und die Lieb-
 „lingsalter fast aller jungen Leute zu seyn pflegt,
 „woelche sich einbilden, einen Beruf zur Dicht-
 „kunst zu haben. Dies ist sehr natürliche, weil der
 „Zustand eines Einsiedlers gewissermaßen an-
 „sich selber schon Poetie ist, und der Dichter
 „der seinen Stoff schon bey nahe vorge-
 „arbeitet findet. Wer aber zuerst auf
 „solche Gegenstände verfällt, bey dem
 „ist es auch fast immer ein Zeichen, daß bey
 „ihm keine ächte poetische Natur statt finde,
 „weil er die Poetie in den Gegenständen
 „selben sucht, die in ihm selber schon liegen
 „schönste, um jeden Gegenstand, der sich
 „seiner Einbildungskraft darbietet, zu ver-
 „söhnen.“

Über diese Stelle lassen sich mancherley
 Anmerkungen machen. Sie ist weder ganz
 vorrecht vorgetragen, noch ganz wahre. Ich habe,
 wie schon oben hier und da, unterstrichen,

was Mangel an Sorgfalt für den Styl vertrath, blos, weil ich mich erinnerte, daß Herr Mr. wirklich korrekt schreiben kann und auch schon geschrieben hat.

Es ist gewiß nur ein Versehen, oder gar eine Auslassung, in der zweyten Hälften der ersten Periode, wo Herr Morith, wie die Worte jetzt stehen, sagen zu wollen scheint: „fast alle, von dem Dichtungsfieber besallene, junge Leute, pflegten die Einfehr bey einem Einsiedler zu ihrer Lieblingsidee zu machen.“ — Das junge Dichter fast immer, an sich selbst schon poetische Ideen dieser Art, haben; daß sie ähnliche Scenen getne malen möchten, dieß ist wohl wahr; aber daß es immer Einsiedlers Scenen seyn müßten, kann man nicht behaupten. Ich wollte wetten, daß die Rolle der Ophelia im Hamlet, das heimliche Gericht im Obh von Verlichingen, Ugolino's langsame Abhungen und ähnliche Dinge, noch weit öster, junge Köpfe zur Bildung gleicher Situationen ent-

gündet haben, als Einsiedler-Szenen. Die Erfahrung zeigt dies auch. Es wird wenig Trauer- und Schauspiele geben, die nicht als Ephemeren der Epoche, in der die genannten Kompositionen erschienen, einen Herrüchten, ein geheimes Gericht und einen Verhungern den mit aufgeführt hätten. Dass Reisez aber vorzüglich auf Einsiedlerszenen verfiel, lag in seinem individuellen Schicksal und Ideengange. Er hatte von jeher keinen lebhaftein Wunsch und Genuss, als mit sich und der tobtten Natur allein zu seyn, und diese Bewegung der Phantasie und des Charakters wird ihm wohl noch eignen seyn, wenn er noch leben sollte.

Wahr ist, die Lage eines Einsiedlers hat schon an sich etwas poetisches; daß aber der Dichter darin seinen Stoff schon beynahe vorgearbeitet (verarbeitet soll es heißen; denn die Wörter beynahe und vorarbeiten kann man nicht zusammensetzen, weil das letztere das erstere ausschließt) findet,

dies kann man nur mit Einschränkung sagen.
 Es kann in der That dabei weiter nichts vorgesetztes finden, als etwa einen Wald, eine
 Höhle, einen weißbartigen Greis. Wer sieht
 nicht, daß diese Dinge zu einer wirklichen,
 lebendigen Szene sich ungeschr. so verhalten,
 wie das A B C zu einer ausgearbeiteten Rede,
 oder die Bühne zu einem davon zu gebenden
 Schauspiel. Nichts ist also beim poetisch
 Kranken vorgearbeitet, wenn nur die genann-
 ten Dinge ihm vor der Phantasie schwelen;
 denn dasjenige, was Leben und Handlung
 auf jenes Theater bringt, z. B. die physische
 und psychologische Situation des Besuchenden;
 muß er selbst erst herbeischaffen. Wemag er
 dies nicht, so trifft das ein, was Herr M.
 weiterhin sagt: daß er keine ächte, (das ist,
 schöpferische) poetische Adter habe. Aber dann
 darf er, hoffe ich, nicht unrichtig sein
 und Hebrigens glaube ich gewiß zu seyn, daß
 Meister, bey derjenigen Einföhe in ei-
 ner Eremitenhütte, die er darstellen
 wollte, mehr noch in seiner Phantasie vor-

sand, als diese Hütte, ihren Bewohner und ihre Umgebungen. Er hätte seinen eigenen Charakter und seine eigene Lage, die er sehr gut übersah, oder doch Züge und Perioden aus verselben, seinem Siegwart untergelegt und dann wäre Stoff und Leben vorhanden gewesen. Dieser Moment der zu gebährenden Handlung wäre ihm gewiß gelungen, aber die übrigen, die auf ihn folgten, darum immer noch nicht. Vielleicht war gerade nur die Verwebung dieser Scene mit den andern, die er entweder noch nicht empfangen hatte, oder für deren Bildung er sich zu arm fühlte, die Ursache, daß sie ihm nicht gelang, d. i. daß der Stoff dazu, den er wirklich für sie hatte, so lange sie insolirt blieb, von dem Chaos der dunklen, theils unordentlichen, theils von ihm nicht zu erreichenden, Scenen und Situationen verschlungen wurde, so bald er sie sich im Zusammenhange mit diesen andern dachte.

Ich kenne einen vorzülichen Dichter, verchedem, wenn er die poetische Weise fühlte,

zuweilen nur denjenigen Gegenstand anzuspalten, der im Vordergrunde einer poetischen Aussicht vorzüglich klar vor ihm stand, und sich erst nachher bemühte, ihn mit den übrigen dem Ganzen anzuschließen. Daß ihm dies entschlechliche Anstrengung kostete, daß es ihm aber doch nicht vollkommen gelang, wird jeder vermuten, der nur mittelmäßige Erfahrung in solchen Arbeiten hat. Ein isolierter Gegenstand, isoliert behandelt, verträgt keine Verbindung mit einem zweyten; er wird dann entweder ganz unbrauchbar, oder doch wesentlich verändert, oder unnatürlich verzerrt werden müssen. Dies begegnete dem erwähnten Dichter beständig; und seinem eigenen Gesühle konnte der Absicht, er möchte liegen, worin er wollte, nicht entgehen. Bald war es das Kolorit, bald die Verbindung, bald die fast unmerkbare Schattirung der Empfindungen, die gerade bey dem ersten Wurf in seinem Besen, als Dichter, aber wohl auch als Mensch, vorgewalzt hatten; bald diese Dinge, sage ich, bald andre waren es, die in solchen Kompli-

positionen, welche er gleichsam mosaisch bearbeitete, eine Ungleichheit bewirkten, die zwar oft nur den feinsten und grübstens Gefühle bemerkbar wurde, darum aber doch nicht weniger verwirrend blieb. Er hobte bald auf, so zu arbeiten, und ließ sich nie auf größere Erfüllungen ein, wenn er nicht ihren ganzen Plan und Ton eben so klar einsangen hatte, als einzelne Charaktere, Situationen und Gruppen derselben; und wenn er nicht gleichsam mit dem Anfang den Anfang machen konnte. So hat er Werke hervorgebracht, die zu den unsterblichen in unserer Literatur gehören.

Hier trifft also ganz das ein, was Herr M. als das Merkzeichen wahrer Dichtungsgabe aussstellt, nämlich, daß man in der poetischen Begeisterung nicht bloß die Empfindung einer Scene haben, sondern schon das ganze Detail derselben übersiehen müsse. Das aber dieses Detail von dem Verstände, und namentlich von dem Geschmack, unbeschadet der poetischen Ader, in ruhigern, selbst in kalten,

Momenten, ausgeprüht werden könne und müsse, versteht sich von selbst. Ich fürchte, daß Shakespear's Stücke und einige Gesänge in Milton's verlorenem Paradiese so einzeln entstanden sind, wie sie nicht hätten entstehen sollen, und daß darin gerade der Grund liegt, warum sie kein vollkommen poetisches Ganzes und Schöne bilden; wozu noch kommt, daß beide Dichter weder erworbenen überlegten Geschmack, noch Gefühl des Schödliehen, sondern für beides nur Genie hatten, mithin bloß naturalisierten. Deshalb sind aber auch nur einige Stellen ihrer Werke unsterblich, nicht ihre Werke im Ganzen. In gleichem Fall scheint mir die Messiasade zu seyn, deren Sänger aber nicht aus Mangel an Geschmack und Gefühl des Schödliehen, sondern durch die Wahl seines Gegenstandes, nur thellweise, d. i. nur durch einzelne Situationen und ihre Darstellung, in der deutschen Literatur unsterblich werden dürfte.

Sehr richtig ist übrigens, was Herr Dr. im Schlusse der angezogenen Stelle sagt: daß

man, um ein achter Dichter zu seyn, diejenige
Poësie nicht in den Gegenständen suchen müsse,
die in einem selbst schon liegen sollte, um das
mit aufgesetzte Gegenstände zu verschönen.

„So ist“ (fährt Herr M. fort) „die Wahl
„des Schrecklichen ebenfalls ein schlimmes Zei-
„chen, wenn das vermeinte poetische Genie
„gleich zuerst darauf versäßt: denn freylich
„macht sich da das Poetische auch schon von
„selber und die innere Leerheit und Un-
„fruchtbarkeit soll durch den äussern Stoff er-
„scheint werden.“

Wenn ein poetisches Genie zuerst auf
schreckliche Gegenstände fällt, um sich davon
zu versuchen, so möchte ich dies nicht geradezu
als ein schlimmes Zeichen angeben. Es kann
leichter seyn, sich eine grausenvolle Aussicht
vorzumalen, als eine wahrhaft natürliche an-
nehmen; aber jene, wenn sie gut ausge-
führt seyn soll, hat nicht geringere Schwie-
rigkeiten, als diese. Mögen sich aber an gehende

Dichter

Dichter immerhin Gegenstände aussuchen, die in ihrem nackten Zustande schon einen poetischen Charakter haben; mögen diese Gegenstände, bloß durch irgend einen grausenvollen Eindruck, ihrer Phantasie zugeschürt worden seyn und derselben deshalb am nächsten liegen; mögen sie diesen Eindruck durch irgend eine ähnliche Ausgeburt zu fixieren oder zurück zu geben suchen; mögen sie michin Gegenstände wählen, die ihnen vor der Hand am leichtesten zu bearbeiten scheinen — diese Wahl beweist weder für, noch wider eine poetische Kapazität. Die Ausführung nur wird hier entscheidend, und der Prüfstein füracht oder unachtscht, d. i. für fruchtbar oder unfruchtbar. Wenn diejenigen unserer vortrefflichen und guten Dichter, die anfangs wohl auch gern schreckliche Gegenstände wählten, durch diese Erscheinung waren abgeschreckt worden: so besäßen wir sie jetzt vielleicht nicht in unserer Literatur; denn ich möchte fast für gewiss behaupten, daß Klopstock, Wieland, Goethe, im Anfang ihrer poetischen

Bildung, sich oft genug mit solchen poetischen Drachent herumgeschlagen haben werden, an denen sie die hundert Schäfte, die senkerspeyenden Organe und den abscheulichen Schwanz schon fertig vor sich fanden. Es käme auf eine nähere Erklärung von ihnen selbst an, wenn man die Spuren solcher Erscheinungen in ihren ersten Werken nicht für beweisend wollte gelten lassen. Bei Schiller, Bürger und Klinger kann man es mit völliger Gewissheit voraussehen, wenn man die Niederer, Leonoren, das leidende Weib ic nur mit einem Blick ansieht. Und alle Drey haben doch, nach der Zeit, höchst poetischs Geiste entwickelt. Durch welche Reihe (nach Hen. Moritz) unächter Weihen, müßte sich Wieland, von seinem Anti-Ovidia seiner Natur der Dinge, seinem geprüften Abraham an, bis zu seinem Don Sylvio de Rosalva und seiner Musarion herauf, durchgeschlagen; wie oft müßten ihn also seine Freunde und Leser gewarnt haben, sich nicht mit einem falschen

Gildungstrübe zu quälen? Aber, wie würden wir zu einem Oberon gekommen seyn, wenn die angegebenen Erscheinungen wirklich einen falschen Gildungstrübe zum Grunde gehabt hätten? Eben so glaube ich gewiß zu seyn, daß Klopstock den Charakter und die Umgangsgewohnungen Satans weit früher empfangen habe, als den Charakter und die Umgangsgewohnungen Gottes des Vaters und des Erlösers. Auch Goethe mag, vom Anfang herein, früher über den Geist- und Gehingerichts-Szenen in seinem Götz gebrütert haben, als über dem bilden Charakter seines Helden, den er so vollständig und täuschend-natürlich anlegte und ausspann. Was thut das aber für Zadie?

„Dies war der Fall bey Meistern schon „auf der Schule, (erzählt Dr. M. weiter) wo „der Mepneid, Blutschande und Vatermord in „einem Trauerspiel zusammen zu häusen suchte, „das der Mepneid hrißen sollte, und wo „bey er sich dann immer die wirkliche Aus-

„führung des Stücks und zugleich den Erfolg
erachtete, den es auf die Zuschauer machen
würde.“

„Dies zweyte Zeichen sollte ebenfalls für
jeden, der sich wegen seines poetischen
Berufs vergältig prüft, schon abschreckend
seyn. Denn der wahre Dichter und Künstler
holt seine Belohnung nicht erst in dem
„(von dem) Eßelt, den sein Werk machen
wird, sondern er findet in der Arbeit selbst
„Vergnügen und würde dieselbe (sie) nicht
„für verloren halten, wenn sie auch niemand
„den (niemand) zu Geicht kommen sollte.
„Ein Werk zieht ihn unwillkührlich an sich,
„in ihm selber liegt die Kraft zu seinen
„Fortschritten, und die Ehre ist nun der Sporn,
„der ihn antreibt.“

„Die bloße Nutzneugier kann wohl
„die Begier einhauchen, ein großes Werk
„zu beginnen, allein die Kraft dazu kann sie
„dem nie gewähren, der sie nicht schon bei-

„sah, ehe er selbst die N u h m b e g i e r noch
„kannte.““

Was Hr. M. in diesen drey Absäzen sagt, enthält viel treffendes und für die Würde der Kunst erhebendes; aber leider! ist nicht alles auf arme Sterbliche, was doch die Dichter, Maler und Bildhauer, trotz ihrer geistiger Natur, immer bleiben, recht anwendbar. Ich gestehe gern ein, daß es große Künstler gegeben hat und noch giebt, die, in den ersten Augenblicken der Weisheit, nur ihre Schöpfung sahen, dachten und fühlten; die den Essekt derselben nur für sich aufhingen und daran schwelgten; die in der Arbeit selbst einen sehr lebhaften und, für diese ersten Momente, noch ganz reinen Genuss fanden, und die, was sich von selber versteht, wenn sie erst so weit sind, die Kraft dazu nicht von außen zu holen brauchten — dies, sag' ich, gebe ich gerne zu, aber darum würde ich noch nicht mit Hr. M. behaupten, daß ein Künstler keinen ächten Bildungstrieb habe, der zwischenher einige Freun-

be, oder auch ein ganzes Publikum um seine Arbeit im Geiste versammlet sähe, und sich das durch die Freude verschafte, daß sie auch Andern gefiele. Ein wenig Rekettarie schadet dem Werke und seinem Schöpfer eben so wenig, als ein knappes Kleid einem an sich schon jattren Buchse und seiner Besitzerin. Auch ist es ein wenig grämlich und egoistisch, sich mit seinem Werke isoliren zu wollen, so wie es ein wenig Hochmuth verräth, den liebkosenden, aber auch stärfenden Beysall anderer zu verschwinden. — Doch wir haben diese Grämlichkeit, diesen Egoismus und diesen Hochmuth so sehr nicht zu fürchten. Doch hat, so lange die Welt steht, kein großer Künstler oder Dichter, sein Werk auf immer hinter einer spanischen Wand oder in seinem Pulte behalten. Sie brauchen den Beysall von uns andern, um einen zweyten Genuss zu haben; und bey welchein billigen Manne werden sie dadurch verlieren? Wenn es uns zuweilen unmöglich wird, bey ihren Produktionen ganz wie sie selbst zu fühlen und zu genießen, so könnte ihnen doch wohl verdüß-

lich seyn; aber doch nur so lange, als sie sich nicht erinnern, daß eben diese unsere Stumpfheit, oder was es sonst bey uns seyn mag, ihrem feinen, mehr reizvollen Gefühle eine eben so glänzende Tolie unterlegt, als unsre Sympathie. Sie werden uns dann aus Witskeid sehen lassen, was sie aus Drang, uns und sich Genuss zu verschaffen, am liebsten gezeigt hätten. Ganz jeder Künstler und Dichter pflegt überzeugt zu seyn, daß seine Zuschauer und Leser bey weitem nicht fähig sind, alle Schönheiten seines Werks zu fassen und zu fühlen; darum irr man auch gemeinlich nicht; aber dennoch hört manchir Künstler und Dichter, nicht ohne unwillkürliches Behagen, das Lob an, das vermeinte Idioten ihm darbringen. Man muß dies nur nicht zu tragisch nehmen.

Zum Grunde, glaub' ich, ist auch Dr. U. hierüber mit mir einverstanden. Er will nur nicht, daß Lotterie die Quelle von Kunstwerken werde, sondern sie soll bloß Sporn

seyn, ein Werk, wozu man in sich selbst schon Kraft genug hat, zu vollenden. Er will, daß die Konception eines solchen Werkes von eigenmächtigen Antrieben ganz rein bleiben; eben dadurch wahrhaftig schön werden; durch seine Hervorbringung seinem Meister einen anspruchlosen Genuß verschaffen und sedana auch Andern, als ein Werk, bey dessen Empfangniß sie zwar nicht mitwirkten, das aber doch unter geheimen Rückblicken auf ihren Genuß, mit hin auf ihr Lob, ausgebildet worden, hingestellt und dargegeben werden soll. Ich denke, Dr. Morich meynt es so menschlich, wie ich es hier angebe; ich schließe dieß aus den letzten Wörtern des zweyten Absahes; meynt er es aber wirklich himmlischer, so muß ich bekennen, daß ich seiner Meynung nicht seyn kann.

Der dritte Satz versieht sich von selbst.
Dr. M. sagt ferner:

„Ein drittes schlimmes Zeichen ist, wenn junge Dichter ihren Stoff sehr gerne (am

„liebsten) aus dem Entfernten und Unbekannten nehmen; wenn sie gern morgenländische Vorstellungskarten und vergleichen, bearbeiten, wo alles von den Scenen des ges. gewöhnlichen, nächsten Lebens der Menschen ganz verschieden ist, und wo also auch der Stoff selber ganz poetisch wird.“

Auch hieß dritte Zeichen muß glaube ich, mit großer Einschdrückung, als ein schlimmes genommen werden. Zum Grunde ist es mit dem ersten einerley; und was ich bey Gelegenheit desselben gesagt habe, passt auch auf dieselb. Aber fiel hier Hrn. W. nicht mehr als Ein erlaubtes Beispiel ein, das seiner Angabe ganz widerspricht? Wieland ist nie vorstelliger, als wenn seine Einbildungskraft nach dem Morgenlande, in das Alterthum ic. das heißt, in entfernte und unbekannte Länder, Sitten und Vorstellungskarten sich versetzt, die von den Begriffen und Scenen des gewöhnlichen, nächsten Lebens der Menschen ganz

verschieden sind. Wieland hat, seit den frühesten Zeiten seiner poetischen Sendung bis jetzt, sogar sein einziges Buch, keiner einzigen Aussah geschrieben, welche Scenen und Situationen aus dem gewöhnlichen Leben enthielten; und vielleicht sage ich Kennern nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß ihre Darstellungen der letztern Art weit weniger gelingen würden, als die ersten; daß er z. B., den Hof, in dessen Nähe er lebt, den er schon so lange kennt, bey weitem nicht so glücklich schildern würde, wie den Hof des Dionysius in Agathon, den er so weschlich darstellte, als er gar noch keinen Hof praktisch kannte, als er nur noch sein Genie, seine Besessenheit und die allgemeinen Ideen vom Hofe wesen zu führen hatte. Goethe und Herder haben nie etwas geschrieben, das aus der wirklichen, uns umgebenden, Welt genommen wäre, und es thut ihrem wahhaft dichterischen Genie nicht den mindesten Abbruch, wenn man behauptet, daß Thümmel und die Herren Spiegel und Jünger Scenen dieser Art

weit glücklicher darstellen würden, als sie. Es ist auch aus der literarischen Geschichte jener Männer bekannt, daß sich ihr Genie zuerst auf Gegenstände geworfen habe, die weder aus unserem Lande, noch aus unserem Zeitalter, noch aus unsern Sitten genommen waren. Man wende mir nicht ein, daß Goethe doch Werthers Leiden geschrieben, und mit ihm gezeigt habe, daß er auch in der wirklichen Welt zu Hause sey — ich berufe mich auf das Urtheilscharfsinniger Kenner und behaupte, daß weder die Bücher, noch die Charaktere dieser acht poetischen Schöpfung, wie sie in derselben erscheinen, in unserer Welt und in der Verkettung der uns wirklich umgebenden, politischen, metalischen und psychologischen Erscheinungen, eine Stelle finden können. Daum aber bleibt diesem Werke dennoch sein tönischend wahrer und natürlicher Charakter auf ewig zugesichert.

Ueberhaupt bedarf es, bey Darstellungen von Gegenständen aus der wirklichen, gleich

gültigen, uns umgebenden Welt, mehr der Beobachtungsgabe und der Erfahrung, als der Phantasie; mehr der praktischen Kenntniß der Menschen, als der psychologisch-poetischen Kunde des Menschen, und des menschlichen Herzens; mehr Wissenschaft der wahren, durch das moralische und politische Gesetz bestimmt Natur der Dinge, als der Kunst, die allgemeinen Züge derselben zu einer Welt im kleinen zu verarbeiten, die man verlegt, wohin man will, und welcher man eine Form und Einrichtung giebt, deren Möglichkeit, Wahrheit und Natürlichkeit bloß nach dem Gesichtspunkte und den Grundsätzen beurtheilt werden kann, von denen es ihrem Schöpfer bei ihrer Bildung auszugehen beliebt hat. Solche selbst gemachte Welten können sehr wahr und sehr natürlich, und doch der wirklichen Welt so unähnlich werden, wie ein Geisterlicher Schäfer den Schäfern auf unsern Angern.

Wenn also junge Dichter sich am liebsten in entfernte Regionen verlieren, so beweist

dies nicht geradezu, daß sie an der unähnlichen poetischen Ader leiden, sondern bloß, daß sie das Lokale der ihnen näheren Welt noch nicht hinlänglich kannten, um die Charakteristik des selben zu ihren Schöpfungen passlich zu nutzen; daß sie mithin gezwungen sind, Provinzen aufzusuchen, wo sie, von dem politisch: städtisch: psychologischen Vordereutele der wirklichen Welt, seinem Detail nach, unabhängig sind, und nach allgemeinen Grundsätzen ihre poetische Kolorit anlegen, beleben und zurunden können. Auch war dies ja von jeher der Dichtkunst erlaubt und eigenhümlich; und die berühmtesten Ausgebürtigen derselben tragen den Stempel davon. Die Welt, wie sie ist, kann nicht poetisch seyn, und daher kommt es wohl, daß man den Homer und Virgil; daß man Tasso, Arioste, Miller, Bieland, Klopstock; daß man den Sophokles und Euripides; daß man Shakespeare, Racine, Corneille, Goethe u. per excellentiam Dichter nennt, und dem Aristophanes, Plautus, Terenz, Wer-

Tiere, Fielding, Smollett, Le Sage,
Marivaux, Erebillon dem Jüngern,
die in der Darstellung der wirklichen Welt
nicht weniger Gross sind, als jene in der poe-
tischen, einen untergeordneten Rang zuweisen
pflegt.

Zuletzt führt Hr. W. noch ein Beispiel von
einem poetischen Wändktalbe an, mit welchem
Kaiser, unter unzählten Wehn, niederkam.
Es ist eine Darstellung des Chaos. Man muß
gesiehen, daß nichts Abenteuerlicheres erdacht
werden kann. Mit Gegenständen dieser Art
sollten sich freylich weder Dichterlinge noch
Dichter befassen. Indessen mag ich die Stel-
len im Verlorenen Paradiese und im
Wessia nicht auszeichnen, die aus gleichen
Gründen, keine strenge Bergliedertung aufzuhal-
ten; mag ich Hrn. Bürger's Gedicht, die
vier Elemente, hier nicht aufstellen und
kritisch zerlegen.

IV.

Die Borussia.

(Uergl. Centr. Merkur, 2tes und 3tes Jahr, 1790.
und 2me Bild, 1792.)

Dr. Janisch hat in dem ebenenannnten Journale Proben eines Heldenepicths, wo man er arbeitet, öffentlich aussstellen lassen, um die Meynung des Publikums darüber zu vernehmen. Er ist nicht der erste, der dies thut, und vom Publikum — nichts erfährt. Nicht einmal ein Recensent, so viel ich weiß, hat irgendwo ein Wort darüber fallen lassen. Das geht ganz natürlich zu. Unsre kritischen Institute haben keinen Raum zu Untersuchungen dieser Art und das deutsche Publikum selbst — ist hierin ein Phantom. Ich

kenne nur zwey Nationen in Europa, die ein
gelehrtes Aktiv: Publikum haben, das selbst
urtheilt und aus dessen Mitte sich, unabhängig
von jedem einmal eingerichteten kritischen Tri-
bunal, theils einzelne Stimmen, theils ganze
Societäten in solchen Häßen vernehmen lassen:
Diese sind die Franzosen und Engländer. Swar
wäre es seltsam, zu glauben, daß in unserm
Publikum nicht auch solche Gesellschaften vor-
handen seyn sollten; aber ich weiß nicht, wie
es kommt, daß sie, in einer unbegreiflichen
Lindolenz, die nichts weniger als Patriotismus
verrath, um sich her litterarisch geboren
werden und sterben sehen können, ohne Hand
und Fuß zu führen. Junge Gelehrte, die etw
was wagen wollen, oder von ihren Wagstücken
doch gern hören möchten, ob sie aussführbar
sind, eder nicht, befinden sich deshalb in einer
sehr mißlichen Lage. Ihr Wehl und Weh
hängt gemeiniglich von zwey Tribunalen ab,
d. i. von zwey Individuen, deren Eines in
der Allgemeinen Literatur: Zeitung und das An-
dere in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek
sein

sein Urtheil vorzeichnet, aber, wohlgemerkt, erst dann, wenn das auszustellende Werk schon vollendet ist, denn eher etwas darüber zu sagen, ist nicht in dem Plane dieser beiden Institute. Haben aber diese einmal über die Arbeit eines jungen Schriftstellers abgesprochen, vortheilhaft oder nachtheilig, so ist seine Laufbahn durch die Kritik des Publikums vollendet, und er bekommt von dem Werth oder Unwerthe seines Werkes zuletzt nichts mehr zu hören. Ist sein Verleger ein thätiger und einsichtsvoller Mann, so wird er freylich alles mögliche thun, um noch durch andre Organe das Publikum auf seinen Verlagsartikel aufmerksam zu machen; und dies geschieht denn durch den Hamburger Korrespondenten und durch mehrere, sehr eng beschränkte, politische und gelehrte Zeitungen; aber, welcher Schriftsteller, der in der geistlichen Chronik der Deutschen Literatur ein wenig bewundert ist, wird auf Anzeigen dieser Art auch nur den mindesten Werth sehen, da sie den Charakter der höchsten — Macht und Gut

muthigkeit an sich tragen, und mittelmäßige Bücher nicht weniger recht herzlich loben als vorzüliche. Wahr ist's, jedem Verleger scheinen seine Artikel gut, weil er Kosten darauf verwandt hat, und jedem Zeitungsschreiber dünken die davon eingerückten Recensionen gerecht, weil der Abdruck davon bezahlt wird. Beide Thelle sind hinlänglich entschuldigt; aber nicht so die Schriftsteller, die so gutherzige Recensionen dieser Art ansführen, und mit dem daraus gezogenen Beweise, daß ihre Bücher Werth haben, unterrichteten Lesern auf ihre Kosten ein Fest geben. Man vergleiche hierüber manche Antikritiken in den Intelligenzblättern der Allg. Literatur-Zeitung.

Der Deutsche Merkur ist das einzige Journal, das sich zuwenden einer freisinnenden Klasse erbarmt und ihr in ihren Thüthen beysteht. Der Herausgeber desselben ist zu leidig und zu — urban, als daß er in solchen dringenden Fällen hartherzig bleiben könnte. Was soll er auch thun? Er ist als ein großer Dichter allgemein anerkannt und deshalb glau-

ben fähige und unsfähige Ansänger, sich zunächst an ihn wenden zu können und zu müssen, um etwas Entschiedenes über ihre Produkte zu hören. Mag es ihm recht seyn, oder nicht; mag er Zeit oder Geduld dazu haben, oder nicht; genug das Manuscript geht mit einem Briefe, voll unbescheidener Bescheidenheit, an ihn ab, und, will er wohl oder übel, er muß sich den dringenden Bitten fügen, die Probe drucken lassen, und sie, wenigstens in der Korrektur, lesen und ein paar Anmerkungen dazuthun. Diese Anmerkungen aber können, wie es sich, unter allen dabei eintreffenden Umständen, von selbst verscheit, weder so umständlich, noch so reis, noch so freymüthig seyn, als sie dieser seine Kenner ausarbeiten würde, wenn der Gegenstand eigene Wahl wäre, oder, wenn der junge Dichter, durch eine schmeichelnde, oder gnadenflehende Epistel, seine frische Strenge nicht entwosnet hätte, oder wenn nicht das Gefühl der Überlegenheit ihn zur Schönnung bewegte, oder wenn er nicht gar (denn welche Lächerlichkeiten sind nicht)

junge Federläuer fähig!) befürchten müste, in den Verdacht der Eysersucht und des Meides zu gerathen.

Ich müßte mich irren, wenn nicht ein paar dieser Umstände, oder alle, Hrn. Jännisch das wirkliche Unglück zugezogen hätten, daß seine Probe einer Verfassung, von Wieland nur so wenige, so flüchtige, so geslinde Bemerkungen sich verdiente, wie sie von Seite 428. bis 439. in dem 8ten Stück des diesjährigen Deutschen Merkurs anzutreffen sind. Indessen versteht Hr. J. diese kleine Anzahl von leicht hingeworfenen Anmerkungen nur recht, so wird er wissen, was er von der Probe einer Verfassung, von der Ausführung seiner Verfassung von seinem Vermögen und Unvermögen dazu, von dem, was er dabei zu leisten habe, und nicht geleistet hat oder leisten kann, denken müsse. Ich glaube Hrn. J. einen literarischen Freundschaftsdienst zu erweisen, wenn ich ihm Wielands Ideen,

so nackt, so simpel, so steypthaftig, hier ausstelle, wie sie einem kalten und unparteiischen Beurtheiler sich darlegen, der die Borussia nicht gedichtet, und von ihrem Verfasser keine Briefe, möchten sie abgesahnt seyn, wie sie wollten, darüber empfangen hat.

Doch ehe ich an diesen Auszug gehe, bitte ich den Dichter des Oberon um Verzeihung, daß ich es wage, mich, ohne alle Vollmacht, zum Epitomator seiner erwähnten Bemerkungen aufzuwerfen, und das, was ich darin zu lesen glaube, mit meinen Wörtern und Wendungen, zum Besten eines jungen Mannes unverhohlen auszudrücken, für den Er sich zu interessiren scheint, dem er aber, aus guten Gründen, nicht alles so sagen konnte und wollte, wie es ihm ein Andrer sagen kann, der mit seiner Person auch nicht in der entferntesten Beziehung zu stehen sich bewußt ist, und nur sein Wert kennt.

Aus den Bemerkungen Bielands über die Proben einer Vorussias gehen folgende zehn Hauptpunkte hervor:

I. Der erst vor sieben Jahren verstorbenen Friedrich der Zweyte, ist für eine Epopäe noch nicht alt genug. Alle Hülsequellen aus dem Reiche der Phantasie und des Wunderbaren, ohne welche, nach den Regeln der Kunst, kein wahres Heldengedicht hervorgebracht werden kann, bleiben dem Dichter verschlossen. Deshalb müste sich der größte aller Dichter fürchten, eine Unternehmung dieser Art zu wagen. Bey den göttlichsten Talenten könnte er nichts weiter hervorbringen, als was jeder schlichte Geschichtsschreiber hervorbringen kann: eine wahre und treffende Darstellung des Charakters und der Thaten des großen Königs. Der Dichter hätte vor dem Geschichtsschreiber hier nichts vorzutragen, als poetische Mahlerey, als höchst mögliche Schönheit der Sprache und der Versifikation.

Der Zauber dieser Werzeuge müßte aber ganz unverstehlich seyn, wenn die Leser nicht lieber nach einer simpeln, unpoetischen, aber wahren, Erzählung greifen sollten.

II. Die Proben, die Sr. J. von einem solchen Gedichte öffentlich ausgestellt hat, beweisen, daß er einen Beruf zu dieser kühnen Unternehmung habe. Man muß ihn mehr ermuntern, als abschrecken, zu versuchen, ob auch seine Kräfte diesem Beruf entsprechen. Der Versuch ist aber nun schon gemacht; ermuntern, wie abschrecken, käme also leider jetzt zu spät. Die Vorussias ist fertig und schon unter der Zeile zweyer Aristochthen. (Vermuthlich Kamlers und Herrn Morihens. Vergl. S. 432.) Man muß hoffen, daß diese Gelehrten Iodes hoc et hoc, will sagen, daß sie mit der allethöchsten Strenge die vielen darin befindlichen Fehler verbessern werden. Diese Pflicht ist hier um so verdienstlicher und größer, da, wie schon gesagt, der Unvollkommen-

menheiten noch so viele in diesem Werke sind, die, wenn sie stehen bleiben die Vorussias tiefs unter Seyffarts und Fischers Geschichten Friedrichs des Zweyten herabföhren würden.

HL. Dr. J. hat mir (dem Herausgeber des Deutschen Werkkurs) dessen ungeachtet doch noch eine Probe zu einer öffentlichen Ausstellung zugesandt. Es ist einer der interessantesten Gesänge des ganzen Werks. Ich bin gebrungen, etwas, so wenig es auch sey, zur Auspolirung derselben beizutragen. Wehr (und es müste, selbst in diesem interessantesten Gesange, sehr viel seyn) erlaubt mir meine Zeit und manches anderes nicht, das für zu thun. Ich wiederhole es, der höchste Grad der Vollkommenheit muß diese Arbeit auszeichnen, wenn sie ihres Zwecks würdig werden, das heißt, wenn sie Friedrich den Großen hinreichender und unterhaltender darstellen soll, als ein schlechtes Geschichtsbuch.

Nur darum kann ihr einzigster Verdienst bestehen; denn eine achte Epopäe kann nie daraus werden.

IV. Da ich (der Herausgeber des Deutschen Merkurs) eine ganz vollkommene Versifikation als ein Hauptforderung dieser Arbeit angegeben habe, so muß Hr. J. den unermüdlichsten Fleiß auf diesen Theil verwenden. Der deutsche Hexameter muß im höchsten Grade wohllingend seyn, wenn er seinem Ohren nicht unangenehm werden soll. Hr. J. hat viel Fleiß auf seine Hexameter verwendet, aber ich finde, selbst unter den ausgestellten wenigen, eine große Menge von harten, übel organisierten. Von diesen muß auch kein einziger stehen bleiben. Ich zeichne ein paar davon aus. (Vergl. L. W. gtes Stück, 1792. S. 430 — 432.) Alle übrige, die so sind, wie die angeführten, und deren ist eine Menge, müssen ausgemerzt werden.

V. Bewohnter sind nicht ganz zu missbilligen, aber sie müssen durchaus nicht zu

Glückwörtern werden. Herr S. braucht sie bis zur Ungebühr, und die meisten davon sind entweder müßig oder höchst unglücklich gebildet. Ich kann abermals nur ein paar davon ansühren; alle übrige, die nicht besser sind, als diese, müssen verworfen werden. (Vergl. wie oben, S. 432.) Ich finde auch einen Vers:

Kummerlinderer, Zährentreffer, Gogenbesieger —

gegen den sich mein ganzes Gefühl ausstreckt, weil er durch seine beynastische Bildung, durch sein entsetzliches Knarren und Krachen, und durch sein unbekülliches Daherschleichen meinem Gehör und meiner Empfindung die Tortur giebt.

VI. In einem eigentlich epischen Gedichte sind gut gewählte und ausgemalte Gleichnisse adäpter Punkt; aber sie müssen nur von dem Dichter, wenn er es zählt oder schildert, und nicht von seinen Helden

den, wenn sie sprechen, gebraucht werden. Diesen Unterschied hat Herr D. nicht beobachtet. (Vergl. wie oben S. 433.) Überall sonach, wo sich vergleichen in den Reden seiner Personen (die noch obendrein so historische modern sind) finden sollten, müssen sie entweder ganz ausgestoßen, oder in der nächsten, simpelsten Gestalt bey behalten werden.

VII. Ich (der Herausgeber des T. W.) nehme noch einige Kleinigkeiten zusammen, die ich aber nur als zu Rath gezogener Vir bonus ac prudens, Kleinigkeiten nenne. Denn in der That sind sie es nicht, weil gerade ihre Vernachlässigung denjenigen Makel in dem vorliegenden Gedichte bewirken würde, der mit am meisten zu verhüten ist, nämlich Ungleichheit des Styls, schlechte Haltung des Kolorits, Sprachverderbererey, unedler Ton, Monseuse. (Vergl. wie eben, S. 434-435.)

VIII. Alles obige ist bloß skizzirte Rüge solcher Flecken, die nur klein sind

in Vergleichung mit den wichtigeren Ausstellungen, die Kunstrichter machen werden, denen das Ganze vorgelegt wird, und die zu dessen Bergliederung mehr Zeit haben, als ich. Ich dringe zwar nicht darauf, daß Herr J. mit der Herausgabe seines Werkes noch Neun Jahre warten solle, (ich kann dies nicht wohl, da ich auf den Idries nur sieben Jahre und auf den Oberon nicht einmal so viel gewendet habe,) aber ich wünschte doch, daß Herr J. es recht fassen möchte, wie wichtig die Idee seines Werks ist, wie viel es an innerer Güte und Untadelhaftigkeit noch gewinnen müsse, und wie sehr es ihm noch an Kräften fehle, es besser zu machen, als er, dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß, bei seinem jetzigen Maße von Dichtertalenten und Dichterkenntnissen, es vernageln, selbst mit Zuglehung unerhittlicher Aristarchen, zu Stände bringen kann. Er mag es wohl drucken lassen, aber nicht daran denken, daß es vollkommen seyn werde. Der Tod wird ihn noch

bey der Auspolierung desselben überwachen müssen. *)

*) Ich wünschte, daß Herr L. derselbe, was Wieland nach andertheit (L. M. 1790. No. 3.) bei Gelegenheit seiner Verfassung sagt, in eben dem Ton und Charakter sich selbst wiederholen möchte, wie ich jenseit Wohlmeintensemme Vermischungen darüber hier oben vergetragen habe. Er macht kaum empfehlenswerth ein Meisterschick auf seiner Verfassung, aber er läßt sie auf ewig in seinem Quell. Ein Wohlmeint ist nicht draffbar.

V.

G r ü n d e
gegen
die Abschaffung der Weinkleider.

(Engl. Patent Doctor Gaunt's Buch vom Geschlechtertheile.)

Neder hat seine Art, die Dinge anzusehen. Die Hinsäßigkeit und Wurmtrockniß der fruchttragenden und der blühenden Generation unseres Zeitalters fällt in die Augen. Die Fürsten finden die Ursachen davon in der Aufklärung; die Staatsmänner in der Einfuhr des Kaffees und Zuckers; die bejahrten Philosophen

in der Kritik der reinen Vernunft, die jüngst im Despotismus; die Theologen im verminderten Genusse eines gewissen Soupees; die Juristen in den neuen Gesetzbüchern; und die Aerzte da, wo — Herr Faust sie findet.

Dem Welibürger ist erlaubt, zu glauben, daß sie in allen diesen Dingen zusammen genommen liegen.

Herr Faust hat, um Namen der Aerzte, seine Deduktion über die Verderbtheit des jetzt lebenden Menschengeschlechts in dem obenangeführten Buche weitläufig vorgetragen. Er ist für die Abschaffung der Weinkleider, denen er alle Uebel, welche die Menschheit jetzt plagten, zuschreibt. Aber ich sehe mich, um der Menschheit und seines eigenen Wohls willen, zu dem Wunsche gedrungen, daß er behutsam gehen möge. Seine Grundsätze hierüber streuen den Saamen zu einer allgemeinen Kalzinität aus. Er vergesse nicht, daß er dadurch jährlich Millionen Ellen an Tuch, Serge, Mant

king, Kaschmir, zu Ladenhüthern macht; daß er Tausenden von Hirschen, Rehen, Ziegen und Hirschen die Haut läßt, da es doch ein grosser Zweig des menschlichen Kunstfleisches ist, sie thnen abzuziehen; und daß er mithin der Schafzucht, der Wollkämmerey, der Spinnerey, der Weberey, der Baumwollen-Manufaktur in Europa und Indien, der Tuchaptatur, dem Tuchhandel, der Färberey, dem Vergnügen der Fürsten, den Loh- und Weißgerbern, den Lederhändlern, den Hosenmacheren, (besonders beim harmlosen Hosenmacher in Hannover,) den Schneidern und den Zwirnhändlern, unsäglichen Abbruch thut. Er berechnet diesen Schaden, gegen den Nutzen, den er sich von seinem Boeschlage verspricht, und er wird finden, daß er tausende von Menschen an den Bettelstab bringt, um es andern Tausenden etwas lustiger, er weiß wohl, wo? zu machen.

Ich gebe ihm ferner zu bedenken, was er für eine Revolution in den Sitten dadurch ver-

veranlassen wird. Wie Männer haben in neuern Zeiten die Weiber mit uns ausgeschaut. Sie sind gerne mit uns in gemischter Gesellschaft, und ihre Schamhaftigkeit ist ruhig. Wie aber, wenn wir nun alle auf einmal ohne Kleinfleider erschienen? Welches Frauenzimmer von seinem Gefühl, würde in unserer Gesellschaft bleiben wollen? Welche Dame würde mit einem Mann über die Straße gehen, der Herrn Faust & Mathe gefolgt ist? Hier wäre die schrecklichste Alternative. Wir bekämen entweder lauter Nonnenkloster oder Harems, oder lauter Kunstliebhaberinnen, die sich über das Makie hinausgesetzt hätten.

Viele Ehemänner würden dann mit weniger Gefahr und mehr Leichtigkeit zu Hahnreyen, viele weibliche Tugenden, die jetzt doch noch Schutzwehren von Leder oder Tuch haben, besiegt werden.

Etwas dagegen zu

Welches unschuldige Mädchen würde dann noch den Unterschied zwischen beiden Geschlechtern wissen? —
Einen wichtigen moralischen Grund, lege ich Herrn Faust aus Herz: Ein großer Theil des menschlichen Geschlechts besteht aus Poltronen. Wie tief würde das Herz dieser Sitten müssen, wenn sie keine Beinkleider mehr trügen. —
Weiter gehe ich Herrn Faust zu überlegen, ob er nicht einer orientalischen Trägheit, Thot und Thut öftner würde? Tausend Menschen, die bloß durch ihre Beinkleider abgehalten werden, mit untergeschlagenen Beinen den ganzen Tag da zu sitzen, würden dann freien Spielraum dazu finden. —
Ich skizzte nur, um Herrn Faust nicht zu sehr zu erschrecken. Aber noch ein letztes Unkonveniens muß ich ihm vorstellen, das sein eignes Leben, oder doch seine Freyheit im

Gefahrt bringt, weil er die Existenz der Könige und Fürsten in Gefahr gebracht haben würde. Ich zittere für ihn, da ich es niederschreiben soll. Er würde — o, dreymal Weh' über ihn! — die ganze jetztlebende Generation zu „Sanc-Culottes“ machen.

Wohl ab gelaufen

11. Februar 1852 von 6100000

11. Februar 1852 von 6100000
Wohl ab gelaufen

VI.

H e i ß t

**Champ de Mars
Marsfeld oder Marsfeld.**

Die drei deutschen Schriftsteller, Herr Campe, Herr Gittanner, und Herr Schulz, die uns, jeder nach seiner Weise, die ersten Nachrichten von der französischen Revolution zusammenhangend mittheilten und dabei der Szenen auf dem „Champ de Mars“ erwähnten, gehen in der deutschen Benennung dieses berühmten Platzes von einander ab.

Herr Schulz sagt, in allen seinen, über diesen Gegenstand und über Paris erschienenen,

Schriften, Marsfeld; die Herren Campen und Gittanner aber, Marsfeld. Ich war, aus guten Gründen, für die Weynung des erstern, und äußerte heute gegen einen Freind mein Besremden über Herren Campen und Gittanners Marsfeld. „O!“ sagte dieser: „die Herren haben auf den Boulevards die Aushangeschilder mit der Inschrift: „bonne bierre de Mars“, gesehen, und daraus geschlossen“ —

Ich unterbrach ihn, weil ich, bei der Menge von Fehlern, die verdiente Männer machen, wohl Freymüthigkeit, aber keine Distanz leiden mag, wäre sie auch noch so wichtig. —

„Und Sie,“ unterbrach ich ihn: „führen diese Vierzeichen an, um zu beweisen, daß Sie die Merkwürdigkeiten der Boulevards auch gesehen und verdaut haben.“ —

Er schwieg mit einer sichtbaren Empfindlichkeit. Der Mann ist übrigens brav, aber noch jung und ein wohiger Kopf zu sein, wenn man siebzig und achtzig ist. „Mein lieber Freund,“ fuhr ich fort: „die Herren Campe und Gittanner haben nur den Gehler begangen; den Sie jetzt begingen. Sie wußten, was die alten Franken „Champs de Mars“ nannen, und Sie wußten, daß auf den Boulevards „Märzbier“ ausgetrieben wird. Sie glaubten, daß das alte „Champ de Mars“ sei das neue, und Sie glaubten, daß Märzbier habe diese Herren auf das Matsfeld gebracht. Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß Ihnen allen dreyen Ihre Geschäftigkeit einen Streich gespielt hat.“

„Wenn Sie so wollen!“ versetzte er: „Aber ich fürchte, Sie sind im Begriff, mir jetzt mit Ihrer Geschäftigkeit einen Streich zu spielen!“

„Sie wissen?“ fuhr ich fort: „daß das „Champ de Mars“ des alten París nichts, als eine Nachahmung von dem Marsfelde der alten Römer war. Die Geschichte und Bestimmung des letztern ist Ihnen bekannt.“

„Wir ist nichts bekannt?“ unterbrach er mich: „Sie müssen fühlen, warum?“ — „Ich fühle es wohl, und ward ein wenig reth. Indessen fuhr ich fort:“

„Ist Ihnen also nicht bekannt, ob hören Sie denn: Tarquin, der Stolze hatte während seiner Regierung die Grundstücke der Stadt Rom an sich gezogen und sie als Kammergüter für sich benutzt. Nach seiner Vertreibung vertheilte man diese Ländereien an unbemittelte Bürger. Die neue Republik behielt nichts für sich, als ein Stück Landes, das dem Mars geweiht wurde und nach der Zeit die Bestimmung erhielt, daß sich die Römische Jugend im Mingen und Laufen dar-

selbst leben sollte. So erzählt es die Allgemeine Weltgeschichte nach dem Dionysius von Halikarnass. Wollen Sie dies Galtum in diesem Schriftsteller selbst nachlesen?"

"Danke!" rief der Student fröhlich.

"So merken Sie doch wenigstens, daß es in dem fünften Buche seiner Römischen Alterthümer steht?"

"Und in welchem Bande der Allgemeinen Weltgeschichte?"

"Im zehnten, wohlgemerkt, der Baumgärtenschen."

"Auf welcher Seite, wenn ich fragen darf?"

"Auf der hundert und ein und dreißigsten."

„Sind Sie zufrieden mit mir?“ versetzte er, mit einem ironischen Lächeln; und man merkt wohl, daß es sich auf meinen Hang zur Mikrologie bezog. Aber ich fuhr unerschrocken fort:

„Nach der Zeit, als das Forum in Rom für die zahlreichen Versammlungen der Bürger zu enge ward, nahm man das Marsfeld dazu; und sobald wurden auf demselben wichtige Staatsgeschäfte vergetragen und entschieden“ —

„Wo steht das, wenn ich fragen darf?“ unterbrach er mich.

„Überall in den römischen Schriftstellern,“ gewiederte ich, ein wenig empfindlich —

„Ich danke Ihnen, daß Sie mein Gedächtniß schonen wollen!“ versetzte er mit einem langen Gähnen. Ich fuhr darum doch fort:

Aber nirgends finden Sie, daß die dazu
nöthigen Volksversammlungen nur im M a r z
einschließlich waren gehalten worden. Mit
den Römern kam die Sache und das Wort
nach Gallien. Man brauchte Plätze, wo viele
Leute beysammen seyn konnten, theils zu soldas-
tischen Liebungen, theils zu Volksversammlun-
gen, vor den Lägern sowohl, als vor oder
in den Städten. Paris, damals noch
Lutetia, hatte auch solch einen Platz und mehr
als einen. Dazu will ich Ihnen beurkunden! —

Mein Freund sah mir angstlich nach, als
ich aufstand und nach dem Bücherschrank ging.
Ich nahm einen Quartanten her.

O weh! Dich bin verloren! rief er.

„Mein Gott!“ sagte ich: „Sie sollen ihn
ja nicht durchlesen! Nur ein paar Zeilen dar-
aus. Es ist der Epilog.“

„Seine oeuvres bâdines? Die sind mi-
willkommen!“

„Diesmal sind sie es nicht! Aber sein „Recueil d'Antiquités“ ist es!“

„Auch gut! darin sind hübsche Bilder!“

„Ich bedaure, daß Sie auch die heute nicht zu sehen bekommen werden! Höchstens einen trocknen Plan von dem alten Parie.“

Ich nahm meinen Stuhl wieder ein, und fuhr fort:

„Sehn Sie hier, im zweyten Bande, Seite 376. und 377. steht folgendes: Il y avoit à Paris un lieu d'exercice, pour les Troupes. Il est appellé Campus, dans Ammien Marcellin.“ —

„Wo steht das in diesem Schriftsteller? Hat Caylus auch richtig citirt?“

Diese Frage war abermals ironisch, ich merkt' es wohl, aber ich wollte ihn dafür bestrafen. Er hatte nicht vermuthet, daß ich ihn beynt Worte nehmen würde. Ich ging

übermals nach dem Bücherschrank und holte den genannten Schriftsteller. Er rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her.

„Wir wollen sehen, ob er richtig citirt hat.“ sagte ich und blätterte.

„Ich glaub' es schon!“

„Ich nicht! Erlauben Sie mir, nachzu sehen. Sie könnten es auch wohl selbst thun, weil sie den ersten Zweifel geduselt haben!“ —

„Ich bin Ihnen verbunden!“

„Es ist ja nicht Lateinisch, fürchten Sie sich nicht! Ich gebe Ihnen gerne Zuckerbrod, wenn ichs habe.“

„Also eine französische Übersetzung des Amerikan?“

„Ja! Hier ist die angezogene Stelle: l'ordre fut ensuite donné pour que tous se rassemblissent le lendemain dans le camp.“ — Diese Stelle steht im fünften Kapitel des zweyten Buches, wie Capelus es angiebt. Er führt aber auch noch das zweyte Kapitel des ein und zwanzigsten Buches an“ —

„Sieb Sie noch nicht zufrieden?“

„Nein. Ein paar Beweisstellen mehr schaden nicht.“

„So erlauben Sie mir, derweil Sie suchen“ —

„Zu gähnen? Mit Vergnügen.“

Ich blätterte und sachte. In dem ganzen zweyten Kapitel des ein und zwanzigsten Buches stand keine Silbe von campus oder camp. Ich theilte meinem Freunde trium

phitend mit, daß Caylus fälsch. citirt habe, und gab ihm zu verstehen, daß wahrscheinlich ein Druckfehler davon schuld sey, und daß ich suchen würde, ihn zu berichtigten. — Er sprang auf.

,Was ist Ihnen?“ sagte ich: „Wo wollen Sie hin?..

,Sie fragen noch? Nach Hause.“

,Nicht so ungeduldig, mein Lieber! Ich will es gern ausschieben, so leid es mir auch thut “). Also zur Hauptache zurück; Caylus fährt in seinem Buche fort: Il étoit sans doute (das champ de Mars nämlich) a l’imitation du Champ de Mars à Rome“ —

,Somit will er aber beweisen, daß es à l’imitation des römischen champ de Mars war.“ „Zum ganzen Unrecht kann keine ähnliche Geschichte vor. Ich habe nachgeprüft, als er weg war.“

„Sie wollen chikanieren? Auch gut. Es ist wenigstens besser als gähnen. Aber hören Sie nur den alten Schriftsteller Agathias —

„O, hätte ich doch meine Chikane zurück!“ — „Diesmal soll Agathias nicht selbst kommen. Caylus führt die Stelle seines Buches schon an, die ich Ihrer Ritterley entgegen setze. Sie sieht Seite 378, und heißt: Agathias dit, que les premiers François imitotent les usages des Romains et n'en differoient que par l'habit et le langage. — Diese Nachahmungsucht der Franken zeigt sich auch in andern ähnlichen Dingen. Die Pariser hatten schon ein Amphitheater, ein Forum und sogar ludos circenses. Lesen Sie nur hier im Caylus, Seite 376, 377, und 378.“ —

„Gut, gut! Ich verlasse mich auf Sie! Und was schließen Sie aus dem allen?“

„Ganz natürlich dieß: daß das „champ de Mars“ der Franken von dem „campus

Martis der Römer herstammte, daß es mir
hin mit Marsfeld zu übersehen sey. Aber,
werden Sie sagen?" —

„Um des Himmelswillen, ich sage ja
nichts!" —

„So erlauben Sie mir, Ihnen zu sag-
en, was Sie sagen könnten, nämlich:
wenn auch das „champ de Mars“ der alten
Franken durch Marsfeld überseht werden müsse,
so beweise dies noch nicht, daß das champ de
Mars der neuern eben so zu übersehen sey.
Darauf antworte ich folgendes:" —

„In aller Kürze, wenn ich bitten darf!" —

„So kurz als möglich. Die alten Fran-
ken hatten gewisse Nationalversammlungen, die
gewöhnlich im März oder im May gehalten
wurden" —

„So?"

„Sind

„Sind Sie unglaublich?“ sagte ich, und stand auf.

„Nein, nein, ich glaube alles!“

„Das soll keinem meiner Freunde nachgesagt werden, am wenigsten Ihnen. Sie sollen sehen und sich überzeugen.“ —

Ich holte noch ein Buch. Es war die Histoire politique de la Revolution en France, Londres, 1792. Ich fuhr fort:

„Lesen Sie hier nur die Worte, S. 260. des ersten Theils: des grands Parlemens ou Placités généraux des Assemblées de la Nation, appellés Champs de Mars ou de Mai — Solche Nationalversammlungen wurden jährlich zwey gehalten — Lesen Sie die Worte selbst, hier, Seite 269. — Il s'en tenoit deux par an, l'une en Mars, qui fut ensuite transférée en Mai; l'autre dans l'automne.“ —

„Ihm? Das beweise ja, daß die Herren Campe und Gittanner recht übersetzt hätten!“

„O ja, wenn man so zerstreut ist, wie Sie, so könnte es das beweisen. Wir beweisen es bloß, daß diese Gelehrten die Märzversammlungen der alten Franken gekannt, aber folglich des dabey vergessen haben. Erstlich die Märzversammlungen gaben nicht dem Platze, auf welchem sie gehalten wurden, den Namen; sondern der Platz gab ihn den Versammlungen. Sie sehen dies daraus, daß diese „champs de Mars“ auch im May und Herbst gehalten wurden“ —

„Das leuchtet mir ein!“

„Man sagt im gemeinen Leben: heute ist Kirche, heute ist Schule, um auszudrücken, daß heute in der Kirche Gottesdienst ist, daß in der Schule heute Unterricht gegeben wird. So konnten auch die alten

Franken, mitten im May, mitten im Herbst sogen, wir haben heute „champ de Mars,“ das heißt wir haben eine Volkerversammlung auf dem champ de Mars; kann hier das letztere Märsfeld heißen?

„Versteht sich, Mein! Den Schluß daraus schenke ich Ihnen. Ich mache ihn schon selbst!“

„Also sehen Sie doch, daß wohl die Volkerversammlungen der alten Franken Märsfelder heißen könnten, wohl gemerkt, wenn sie gerade im Märsz einfallen, aber nicht der Platz auf welchem sie gehalten würden?“

„Sind Sie nun fertig? Mir ist klar, daß die genannten Herren Unrecht haben! Sie brauchen mir kein Wort mehr zu sagen. Ich schenke Ihnen Ihr Zweptens“ —

„Aber ich schenke es Ihnen nicht. Zweptens also, haben die erwähnten Herren

vergessen, daß schon seit dem Ende des 13ten Jahrhunderts von diesen Nationalversammlungen in der französischen Geschichte nicht mehr die Rede ist, daß mithin auch kein „champ de Mars.“ das man mit Märzfeld übersehen müßte, seit der Zeit, weder in Paris noch sonstwo, vorhanden seyn konnte. Die Parlementer und die „Etats généraux“ theilten sich damals in den Besugnissen dieser „champs de Mars.“ Auch die „Etats généraux“ wurden bald, wo nicht vernichtet, doch nicht mehr berufen. Sie waren im Jahre 1614 zum letztenmal versammelt. Von der Zeit an gingen die alten März : May : und Herbstversammlungen bis auf ihren entferntesten Schatten verloren.“ —

„Gott und genug davon. Die beyden Herren haben Unrecht!“

„Nur noch Eine Anmerkung und die letzte. „Die Könige also von Ludwig XIII. an, die den letzten Schimmer von republikanischer Verfassung verdrängen wollten, beriefen die „Etats généraux“ nicht mehr. Ludwig dem Vierzehn-

ten waren sie ein Spott und vielleicht hatte er sogar von ihren Stammvätern dem „champ de Mars.“ nie etwas gehört. Er hinterließ Ludwig dem Fünfzehnten eine uneingeschränkte Monarchie.“ —

„Ich sehe schon selbst, wo Sie hinaus wollen. Schenken Sie mir das übrige. Sie haben es schon eben gesagt.“

„Nein, ich schenke nichts. Sie denken, ich wolle Ihnen eine Tavtologie sagen. Den Thron muss ich Ihnen bezeichnen. Ludwig der Fünfzehnte also, erbte diese uneingeschränkte Monarchie und —“

„Dachte noch weniger an die Märtyrerjahrhunderte? Da ist ja die Tavtologie!“

„Ach, wenn Sie mich doch wollten ausreden lassen! Und — stiftete die Königliche Militärschule —“

„Was ist das für ein Sprung?“

„Ein Sprung nach dem modernen „champ de Mars.“ — Also, er legte die Militärschule an, und vor derselben einen geräumigen, mit Graben und Alleen umzogenen Platz. Diesen bestimmte er zu den kriegerischen Übungen der Eleven, und nannte ihn Champ de Mars. — Ich bin fertig.“

„Dem Himmel sei gedankt!“

„Wahrhaftig! Dech noch nicht fertig?“

„Adieu, mein lieber Freund!“

Er sprang auf, lief durch mein Studierzimmer, und hatte schon die Thür meines Bortzimmers erreicht, als ich ihn, mit Dulaure's Description des Environs de Paris in der Hand, noch glücklich einholte.“

„Lesen Sie, lesen Sie! „rief ich; „Hiey, zum Ersten Theil, auf der 57sten Seite steht: „ce lieu (le champ de Mars:) est destine

„pour les exercices des Eleves de cette
„ecole,” nämlich der Militärschule —

„Er war schon die Treppe hinunter. Ich
konnte ihm zum Überfluss nicht einmal noch
nachrufen, daß ein Exercierplatz, von einem
Despoten angelegt *) und „Champ de Mars“
genannt, nie und nimmer ein Marsfeld
sein und heißen könne.

~~„Le Champ de Mars mit der dazu gehörige Platz trafen im
Jahre 1751 fertig.“~~ Was vergl. Dictionnaire Descriptif
des Curios. de Paris. Tom. I. 246.

~~etwas abgesetzt und ausdrücklich ist zweit-~~

~~ausführlicher als die anderen. „Also ist~~

~~die Erwähnung von Gott und dem~~

~~Gott Jeshua Christus sehr viel ausführlicher.~~

VIL

~~und auch sehr viel ausführlicher als die anderen.~~

~~Den Namen Jesu Christi kann man nicht~~

~~ausdrücken, als dass man ihn mit dem~~

~~namen des „Jesu Christi“ ausdrückt.~~

~~„Moses kein Verkünder,~~

~~Christus aber se wenig~~

~~als Christus und Muhammad.~~

zu (Werkl. Religionstreue des Predigert Sihni zu Gießen
1792, S. 125. ff.)

Nichts hat, von jeher, der Wahrheit mehr
geschadet, nichts so viel schädliche und lächer-
liche Irrthümer hervorgebracht, als Einseitig-
keit. Ihre Kinder, Unwissenheit und Stolz, und ihre blutgieriger Enkel, Za-
natismus, haben, vom Anbeginn, Mil-
lionen gefoltert und gemordet, während ihre
Halbschwester, Pedanterey, eben so viele
Millionen zu lachen machte und noch macht.

Herr Schulz, sonst ein heller Mann, hat sich, in dem genannten Buch, eine große Einseitigkeit zu Schulden kommen lassen. Er gesteht: „er habe es für seine Pflicht gehalten, seiner Gemeine zu sagen, daß Moses ein Betrüger gewesen sey.“ — Und warum? „Weil dieser Mann das höchste Wesen als einen königlichen, rächigerigen ac. Gott vor gestellt habe.“ — In der That, das heißt sehr kleinlich, sehr eingeschränkt über solche Charaktere und Weltbegebenheiten urtheilen, die, wie die That zeigt, bestimmt waren, in Laiertäusende hinaus zu wirken.

Was Herrn Schulz zunächst auf diese Einseitigkeit brachte, war, daß er, in der Eigenschaft eines Lehrers der christlichen Religion, eine Vergleichung der Lehrtat des Moses mit der Lehrtat des Christus anstellen zu müssen glaubte. Christus lehrte, Gott sey ein liebreicher Vater, mithin ganz das Gegentheil von dem Gott, den Moses

schilberte. Die Eigenschaften, die Christus seinem Gotte beylegt, (so schreibt Herr S.) sind seinem reinen und heiligen Wesen am ehesten und für die Menschheit wohltätiger, als diejenigen, die Moses dem selben beylegt: mithin ist Moses ein Vetrüger.

In der That, so kann nur der Lehret einer Lehrart schließen, aber kein Geschichtsforscher.

Der Geschichtsforscher, der in dem ganzen Umfange des Werks ein solcher seyn will, muss kein Patriot, keinen Glauben, kein Vorurtheil haben, so lange er schreibt; er hat sich der Wahrheit gewidmet und sucht und sucht nur sie; er kennt die Worte Heide, Jude, Christ us mit allen gemeinlich daran gebrüpfen Begriffen nicht, er kennt nur den Menschen; er muss nicht einseitig loben und radein; er muss bloß erzählen, was er als wirtlich geschehen herausgebracht

Hat; alles Wunderbare, alles sogenannte
Überirdische, bleibt von seiner Arbeit und
Nachforschung ausgeschlossen; nur der natür-
liche Lauf und Zusammenhang der Dinge ist
sein Feld und sein höchstes und nützlichstes
Studium; er muß eine Art von Gott seyn.

Diese Erfordernisse hat freylich bisher noch
kein Sterblicher in sich vereinigt, aus sehr
alltäglichen Gründen. Ich kenne nur zwei
Geschichtschreiber, die einige davon besaßen.
Diese sind, seitdem die Welt steht, Tacitus
und Gibbon. Beide würden, das letztere
Vorwiegend ausgenommen, alle übrige gehabt
haben, wenn sie aus dem Monde gekommen
wären, und im Monde geschrieben und Druck-
presso dort gefunden hätten.

Es ist das Schicksal des Menschen, sich
Vollkommenheit denken zu können, aber sie
nicht zu erreichen. Dies könnte ein Unglück
scheinen, aber es ist ein Glück. Thätigkeit
ist seine Seele, und diese würde sich bald in

Trägheit verwandeln, wenn er alles machen,
alles haben könnte.

Aber, wenn es auch keinen Geschichtsschreiber mit allen den Vollkommenheiten geben kann; die dies Prädikat verlangt, so lasse man sich dadurch nicht abschrecken. Eich ihnen nähern, ist schon viel gethan, und es ist ein starker Scheit dazu, wenn man sich bestrebt, so wenig einseitig zu sein, als in den Kräften, ich möchte fast sagen, in der Bestimmung der menschlichen Natur liegt. Kommen wir der Sache näher. Wer ist ein Verträger? Dieser Wett hat in unserer Sprache unzählige Acceptationen. Ich habe nur folgende aus:

Erstlich, derjenige, der wissenschaftlich Gelehrte verbreitet, um gewisse Pläne, die bloß ihm nützen, Andern aber schaden, durchzusehen. Zweitens, derjenige, der, durch irgend eine Vorspiegelung für wenig sich viele

zu verschaffen weiß, bestrebe dies, woorin es wolle. Wenn er für wenig bekommt, ein desto grubigerer Verbrecher ist er.

Die erste Definition passt auf alle moralische, politische und religiöse Betrüger, welche fast immer nur die Nachwelt zu ihrem Forum haben; die zweyte auf diejenigen, über welche der bürgerliche Richter wachen muß. Diese nähern sich dem moralischen Verbrechen der Henchelrey; diese, der bürgerlichen Hebelthät, dem Diebstahl.

Wenn Moses ein Betrüger gewesen wäre, so müßte er, nach dem Einne des Herrn Schulz, zur ersten Klasse gehören haben. Dies ist also zu untersuchen. Ich gehe an diese Untersuchung, und darf und will, vor der Hand, weder Jude noch Christ seyn, sondern die Wahrheit wissen. Dieser Absicht gemäß muß ich folgendes vorausschicken.

Ich darf hier von keinem andern Gott etwas wissen, als dem, der aus der Geschichte

te des menschlichen Geschlechts hervorgeht. Den Gott kenne ich hier nicht, der aus der Metaphysik hervorgeht. Dieser ist die Geburt des reinen, geläuterten Verstandes, aber die Prädikate, die ihm dieser verlegt, sind noch nie von der allgemeinen Menschheit anerkannt, und zu ihrer moralischen und politischen Existenz allgemein genutzt worden. Mag diesen eine Nation von Philosophen als Seele ihres Staats im Allgemeinen und ihrer Handlungen insbesondere an ihre Spalte stellen, und solcher Gestalt die erhabenste, und, menschlichen Begriffen nach, die wohlthätigste, moralische und politische Konstitution hervorbringen; für höhere Nationen ist er, als Maschine ihres Bedürfnisses im moralischen und politischen Verstande, wie es scheint, völlig unbrauchbar. Das höchste Wesen kann nicht einseitig seyn. Es bestrafe niemand, der sich dasselbe so erh denkt, als er selbst ist; es belohnt niemand, der es sich so verfeinert denkt, als sein Verstand, in seiner höchsten Erhebung, es sich denken kann. In dieser Hinsicht sind Kant's

und Patagonier hier einstey, denn die Begriffe der lebtern von einem Gott nügen ihnen, in ihrer Sphäre, eben so kräftig, als die Begriffe der erstern, ihnen, in der ihriegen. Eben so ist es, wenn man sich dieß hohe Wesen einfach oder vielfach denkt. Daraus folgt, daß bloß der Begriff, oder, wenn man lieber will, das Gefühl, die Ahnung eines höhern Wesens zu unserm Glücke nothwendig ist, nicht die nähere Kenntniß seiner, nicht seine Charakteristik. Diese hat, eben darum, noch niemand erforscht. Hätte sie sollen erforscht werden, so wär' es eine Konsequenz, wenn sie nicht schon unter den Urbewohnern unserer Kugel, vor undenkbarer Zeit, gäng und gebe gewesen, wenn sie nicht noch jetzt über der ganzen Erde verbreitet wäre.

Conach ist es unstatthaft, im Allgemeinen zu sagen, diese oder jene Lehrart von dem Wesen Gottes ist besser, als die Andre. Alle sind gut, wenn gute Absichten damit erreicht werden, seyen diese moralisch oder politisch.

Die Menschen sind so ausgezeichnete Schöpfungen des höchsten Wesens, daß es ihnen, von Ewigkeit her, erlaubte und in Ewigkeit erlaubt wird, seinen Namen und seinen Charakter, wie sie sich solche auch denken mögen, als Maschinen zu ihren Zwecken zu brauchen. Sind diese Zwecke gut, das heißt, nützlich für den, der sie erreichen will, und zugleich nicht schädlich für den, der als Instrument dabei gebraucht wird: so kann man den ersten keinen Verkünder, und den letztern keinen Vertrüger nennen.

Unter einem der Pharaonen hatte sich eine Familie aus Kanaan nach Aegypten gezogen. Das Haupt derselben, Jakob oder Israel genannt, hatte sie dahin geführt, auf den Ruf eines seiner Söhne, der sich zu der Stelle eines der Minister jenes Königs emporgeschwungen hatte. Dieser räumte der Familie Israel eine Provinz ein, darin zu wohnen. Es war eine der fruchtbarsten in Aegypten.

Diese

Diese Familie hatte sich vorher hauptsächlich mit der Viehzucht beschäftigt, und ihre Bedürfnisse davon bestritten. Sie war in so ferne frey gewesen, als sie blos unter der Aufsicht ihres Familien-Herren stand, der ihr Vater, ihr Oberherr und ihr Priester zugleich war. Diese drey Prädikate hielten die Familien-Republik zusammen. Als Vater ermahnte oder schalt er die Ungehorsamen, als Oberherr richtete er sie, als Priester erhieilt er sich, durch Hinweisung auf ein höheres Wesen, mit dem er zusammen hängen wollte, in seinem Ansehen.

Sein Prädikat als Priester verschaffte ihm die meiste Gewalt über eine Horde roher Menschen. Dieses mußte er also vorzüglich aufrecht zu erhalten suchen. Ohne dasselbe hätte er nur sehr geringen Einfluß gehabt. Die einzelnen Familien hätten sich zerstreuet, wären einander bald fremd geworden, und hätten dann wechselseitig einander bald selbst aufgerieben, bald wären sie von Andern aufgerieben worden. Ein Brunnen und ein

gratreichstes Stück Landes, waren damals die
Sanktpfusel die alle Tage Zwist erregten.

Eede Idee von einem höhern und mächtigern Wesen, oder von mehreren, bildet eine Religion. Unter der Familie Israel galt der Glaube an ein Einziges solches Wesen. Ihre Stammväter standen, wie sie ihren Kindern erzählten und einprägten, mit diesem im beständiger Verbindung. Was Gutes oder Üboses über die Familie erging, ward diesem Wesen zugeschrieben. Ersteres erfolgte, wenn man ihm gehorsam war, letzteres, wenn man ihm ungehorsam wurde. Aber, ihm gehorsam oder ungehorsam seyn, hieß, dem Willen des Familienhaupts gemäß, oder, denselben zuwider handeln, hieß, die Ordnung und Ruhe unter der Volkerschaft erhalten, oder sie stören.

Die Familie Israel vermehrte sich zu sehends an ihrem neuen Wohnorte. Ihre politische Existenz hing an dem Willen der Könige von Aegypten, ihre gottesdienstliche Bevölkung an die Tradition von einem höhern

Wesen, von welchem sie die Begriffe beyhielt, die ihre Häupter ihr eingepr gt hatten. Diese Begriffe waren zur politischen Verfassung der Israeliten nicht unumgänglich mehr n erig; sie hätten, ohne sie, zusammen gehalten, seitdem sie an den jedesmaligen Könige von Aegypten einen Herrn hatten, dem sie so gehor teten, wie ehedem ihrem Familienhaupt, wenn er seinen Willen, als den Willen des höchsten Wesens, ihnen vertrug. Diez höchste Wesen müsste ihnen also jetzt fremder seyn, als vorher; aber immer blieben dessen vermeynte Anordnungen ihnen bekannt, weil sie mehrere davon immer noch besolgten. Opfer, Beschneidung und Glaube an Einheit dieses Wesens, gaben und erhielten ihnen, als W olterschaft und Sektie, Auszeichnung und Konfissenz.

Der König der Aegypter, der die Israeliten so freundschaftlich in seinem Lande aufgenommen hatte, ging mit Tode ab. Sein Nachfolger vergaß die Dienste, die ein Mitz

glied dieser Bürgerschaft, Joseph, dem Staat geleistet hatte. Er fürchtete, daß die Israeliten, die, wegen ihrer besondern Religion und gemeinschaftlichen Abstammung, zusammen hielten, und sich deshalb den eigentlichen Aegyptern nicht einverleiben ließen, einen Staat im Staate bilden, sich zu seinen Feinden schlagen, die wahren Eingebornen unterdrücken und eben so bald sich einen Oberherrn aus ihrer Nation geben möchten. Ihre täglich wachsende Anzahl vermehrte diese Besorgniß bey ihm.

Conach wandte er alle Mittel an, sie nicht bloß durch politischen, sondern auch durch moralischen Druck, wo nicht zu vernichten, doch zu lähmen. Er brauchte und zwang sie zu schweren Arbeiten. Diese spannten ihre körperlichen Kräfte ab. Der Leibeigene ist nicht allein geplagt, sondern, eben darum, auch verachtet, und, zeigt er sich störrisch, gehaßt. Verachtung und Hass machen entweder furchtsam und kleinmuthig, oder niederträchtig, oder das alles zu gleich. Dies war die moralische Geißel,

welche die Israeliten trug. Ihr Charakter ward dadurch eben so erschlafft, als ihr Körper durch Arbeiten. Wer blos für Andere arbeitet, ist arm, und Armut macht schmuhig und erweckt dadurch Abscheu. Die Israeliten hatten überdies noch eine Religion, die von der Aegyptischen verschieden war. Wer der Stärkste ist, glaubt der Beste zu seyn. Die Aegyptische Religion war die Religion der Beherrschter, die Israelitische, die Religion der Sklaven. Daher ein neuer Grund der Geringsschätzung und Verfolgung, welche über die Israeliten ergingen. So waren sie Sklaven, furchtsam, niederträchtig, arm, schmuhig, Schismatiker, und deshalb gedrückt, verachtet, gehasst, verabscheuet, verfolgt: alle, wie man sieht, aus Gründen, denn die Aegypter waren überzeugt, daß ihnen Recht geschehe. Dieser Umstand machte jene völlig hilflos.

In dieser politischen und moralischen Lage waren sie, als einer ihrer Landsleute, Mose,

sich ihrer annahm. Er war (gleichviel, unter welchen Umständen) der Tochter des ägyptischen Königs bekannt geworden, und sie hatte ihn (gleichviel, wo) als ihren Sohn erziehen lassen. Seit seiner frühesten Kindheit war er aus der Mitte seiner Landsleute entfernt, aber sie waren ihm nicht fremd geworden. Ihre Verfassung und ihr Charakter hatten keinen Einfluß auf ihn gehabt, aber das Bewußtsein, daß er von ihrer Nation war, hatte ihn nicht verlassen. Dieses und ein natürliches Gesühl für Ungerechtigkeit, drang ihn zu einem Schritte, der für sein eigenes und seiner Landsleute Schicksal entscheidend wurde. Er erschlug einen Ägypter, der einen Israeliten misshandelte. Diese That blieb, wie er glaubte, verschwiegen, oder doch nur den Israeliten bekannt. Da sie aus Unabhängigkeit für seine Nation begangen war, so schien er von ihrer Seite keine Vergeltetheit zu fürchten zu haben. Aber ihr verdorbieter Charakter malte sich bei dieser Gelegenheit zum Sprechen.

Zwey Männer von dieser Nation jankten und schlugen sich. Moses Gefühl für Unrecht regte sich abermals, und der Gedanke, daß eine Nation von Unterdrückten doch wenigstens unter sich keine Ungerechtigkeiten verüben sollte, drang ihn, zwischen die Streitenden zu gehen, den, der ihm Unrecht zu haben schien, zur Rede zu stellen und ihn zu erinnern, daß er doch seinen eignen Landsmann nicht mißhandeln möchte. Dieser fragte ihn: ob er seyn Richter sey? Ob er ihn etwa ermerden wolle, wie den Aegypter? — Ein guter Thugkiet, der Gefühl für Theilnahme und Danckbarkeit gehabt hätte, würde dem Moses Achtung bewiesen haben, der Anhänglichkeit wegen, die er, mit Lebensgefahr, für seine Nation gezeigt hatte; aber dieser, ein weggeworfern Oligo, verrächte ihn dem Pharaoh als den Mörder eines Aegypters, wo nicht unmittelbar doch mittelbar, indem er die That des Moses bekannt mache. Der König will Moses dafür bestrafen. Er entflieht nach Midian.

Hier zeigt sich sein lebhaftestes Gefühl für Ungerechtigkeit abermals. Er ist bey einem Brunnen. Die Tochter eines Priesters, Reguel, kommen zu demselben um ihre Schafe zu tränken. Zugleich kommen auch Hirten und treiben die Heerde der Mädchen von den Ninnen weg, die sie gefüllt hatten. Moses steht ihnen wider diese Ungerechtigkeit bey, aber macht sie wenigstens dadurch wieder gut, daß er ihre Ninnen von neuem füllen hilft, das mit sie ihre Schafe tränken können.

Der Vater der Mädchen nimmt dies gut auf und macht Bekanntschaft mit Moses. Dieser gefällt ihm so, daß er ihn zu seinem Schwiegersohn macht. Moses bleibt bey ihm.

Reguel war ein Priester und wußte mithin alles, was Priester solcher Nationen wissen. Seine Politik konnte ungefähr die seyn, deren Regeln Abraham, Isaak und Jakob befolgt hatten. Die Scham

men, die Angewandt, die Muſti und Päbste haben, dem Grunde nach, einerley System, nur die Mittel, es durchzusehen, sind verschieden. Moſes hatte Zeit, diese Priesterpolitik in ihrem ganzen Umfange zu studieren. Er mußte noch jung ſeyn, als er nach Midian kam, und er war ſchon achtzig Jahr alt, als er ſie praktisch zu machen anfing, und zwar bey ſeiner eigenen Nation.

Für diese hatte er ſeine ehemalige (vielleicht glänzende) Existenz in Aegypten aufgeopfert. Man gewinnt Leute lieb, denen man Wohlthaten erweift. Dieß Gefühl, die Kenntniß ihres gedrückten Zustandes und ſeine angeborne Unabhängigkeit für ſie, dieſe drey Dinge wurden die Triebfedern ſeiner Unternehmung; Ehrgeiz, Hang, ſich geltend zu machen und Haupt einer Nation zu werden, kamen, auf einem ſehr natürlichen Bege, dazu und spannten jene mit an; persönlicher Werdth, Vertrauen auf ſeine Klugheit und Kenntniß der Menschen, besonders des Charakters ſeiner

Landesleute, gaben ihnen Stoß und Schwung. So war sein Entschluß gefaßt, und zugleich mit ihm der Plan, den er zu befolgen hatte.

Eine Absicht war: die Israeliten aus ihrer Sklaverey zu befreien. Diese Absicht war unwiderrücklich gut.

Die Mittel, sie zu erreichen, mußten nach der Lage und besonders nach dem Charakter des Volks abgemessen werden. Je entsprechender sie dem Zwecke waren, desto eher ward er erreicht, desto besser waren sie: denn kein Mittel kann isolirt, sondern muß immer nach seiner Wirksamkeit und Nothwendigkeit in einem vorliegenden Falle beurtheilt werden.emand Gift eingeben, heißt, ihn umbringen, aber ihm Gegengift eingeben, heißt, ihm das Leben retten. Nur im ersten Falle ist es Gift, im andern, Arzney.

Der Charakter der Israelitischen Nation ist oben angegeben. Wie war auf ihn zu wirken?

Sie hatte Begriffe von einem höchsten Wesen. Wie dachte sie sich dieses? Gerade so, wie Abraham, Isaak und Jakob, und diese dachten es sich ungefähr, mit ihren eigenen Leidenschaften, Tugenden und Fehlern, nur unendlich mächtiger als sie. (O. 1. Mof. 22., 3. 17. ib. 15. 6. 9. 18. ib. 16. 17. 13. ib. 17. 17:21. ib. 18. 21:32. ib. 19. 24:25. ib. 20. 7. 18. ib. 22. 1. sg. 24. 12. 27. ib. 25. 23. ib. 26. 24. ib. 28. 13. — ib. 31. 21. 32. 9. sg. ib. 45. 3. sg.)

Moses fand also schon eine Maschiene vor sich, die er in Bewegung setzen konnte, um auf seine Nation zu wirken. Der Gott, den die Patriarchen geschildert hatten, war für den Charakter ihrer Familie der angemessenseste gewesen; sie hatten sie dadurch in Ehrfurcht, Ordnung und Konstanz erhalten, das zeigte die That. Die Israeliten kannten diesen Gott noch. Wenn er ihnen fremder geworden war, als zu den Zeiten ihrer Väter, so kam es, wie oben bemerkt, daher, dass sie

seiner, seitdem sie an den Königen von Aegypten Herren hatten, zu ihrer politischen Existenz nicht mehr bedurften, das heißt, daß sie kein Familienhaupt brauchten, welches sie durch einen vorgegebenen genauen Zusammenhang mit Gott, geleitet oder regiert hätte. Uebrigens wußten sie noch, daß dies höchste Wesen gütig gegen Gehorsame, aber unerbittlich rachgütig gegen Ungehorsame sey; daß es sich ehedem um die kleinfügigsten Dinge in ihrer Familie bekümmer; daß es einen Bund mit ihren Vorfätern gemacht, ihre Nachkommen zu segnen, zu vermehren, und sie in ein Land zu führen versprochen habe, das sie als ihr eigenes, mit allen seinen Herrlichkeiten, besitzen sollten.

Ber sieht nicht, daß Moses, wenn er mit dieser Nation etwas beginnen wollte, sich durchaus an den Plan halten müste, den ihre Stammväter mit Mühen besorgten; daß er ihre eigenen Meynungen, Verurtheile, Erwartungen und Wünsche, zu seinem Zwecke

benennen mußte? Ihnen von einem andern, ans
ständigern Gott etwas sagen, hieß, ihnen
Unbegreiflichkeiten verschwählen; hieß, ihnen
Misstrauen, anstatt Vertrauen, einflößen; hieß,
sich ihren Haß und ihre Geringsschätzung, als
ein Lehrer neuer Dinge, zuziehen. Er mußte
sie entweder durch ihre alten Begriffe von dem
höchsten Wesen retten, oder diesen Plan ganz
aufgeben. Hätte er also würdigere Begriffe
von Gott bey ihnen zum Grunde legen wollen,
so wären sie diesmal in der That — schädi-
lich gewesen.

Conach erschien er unter ihnen, als ein
Gesandter des ihnen einmal bekannten Gottes.
Dieser hatte sich ihm, wie er sagte, eben so
offenbaret, wie ehemal ihren Stammvätern.
Der Charakter dieses Gottes war ganz derselbe,
seine Theilnahme an dem Schicksale der Na-
tion, sein Versprechen, sie glücklicher zu
machen, die Bedingungen, unter welchen er
dies thun wollte — alles war dasselbe. Eine
Theocratie also, die Despotismus war, blieb

und musste die Grundlage von Mooses Operationen bleiben. Diese aufrecht zu erhalten, war die große Kunst, war die einzige Bedeitung, unter welcher er sich Gehorsam verschaffen und die Nation retten konnte. Führte er diesen Plan glücklich durch, so lag darin sein großes Verdienst um die Nation; waren die Mittel, die er dazu brauchte, (bestanden sie, worin sie wollten,) die einzigen, die er anwenden könnte: so ist er tadellos; hätten aber Gelindigkeit, Gutherzigkeit, Schenung, List ohne Gewaltthätigkeit, Wuth ohne Grausamkeit, ihn eben so weit bringen können, so wäre seine Strenge, Unbarmherzigkeit, Mordgier, Nachsucht, sein Versolgungsgeist u. s. w. schändliche Flecke seines Charakters geworden.

Es gelang ihm, sich Vertrauen bey seinen Landsleuten zu verschaffen. Die Wunder, mit welchen er austrat, können natürlich, übernatürlich, betrügerisch unter andern Umständen, gewesen seyn, das kann uns hier nicht,

Die Mittel, die er, wie er selbst erzählt, anwandte, um seine Nation aus Aegypten zu führen, was für eine Beschaffenheit es damals gehabt haben mag, lämmern uns hier eben so wenig. Diese Wunder und Mittel wurden von ihm mit Konsequenz und Muhen angewandt, folglich sind sie von jeder Untersuchung und Kritik frey. Ihr Zweck und ihre Wirksamkeit gehört vor unsrer Tribunal. Gegen gestern ist nichts einzuwenden, und letztere liegt am Tage; denn die Israeliten wurden von ihrer Sklaverey befreit, und kamen dahin in einen gleichlichen Zustand.

Um sie darin zu erhalten, bedurft es neuer Mittel, und mit diesen verhält es sich, wie mit allen vorhergehenden. Sie drehen sich um despottische Theokratie, den einzigen Hebel aller seiner Operationen, und je stärker er diese besetzte, desto größer sein Verdienst. Dieser Verdienst wird eine kurze Uebersicht einiger seiner dahin gehirigen Versagungen unwidersprechlich darlegen. Diese

Übersicht ist der Schlussstein und das Resultat unserer Ideen von Mose s. Da seiner, flüger, weiser, jene Verbürgungen sind, desto wohlthätiger waren sie, und nur einseitige Denker werden mich noch mißverstehen, wenn in den folgenden Angaben Unerbittlichkeit, Grausamkeit, Herrschaftsucht u. c. als fluge, seine und wohlthätige Mittel ausgeführt erscheinen.

I. Der Hauptpunkt, um welchen sich der ganze Plan und die Existenz des Mose s und seiner Nation drehte, war der Glaube an einen einzigen Gott. Hätten die Israeliten mehrere geglaubt, so wäre alles verloren gewesen. Dies zu vermeiden gab Mose s die strengsten Verbote, und setzte die unerbittlichsten Strafen auf deren Übertretung. Die ersten Gesetze des Dekalogs schärften den Dienst eines einzigen Gottes ein, mit Bedrohung einer, bis ins vierte Glied fortgesetzten, grausamen Strafe für die Übertreter derselben. (2. Mof. 20. 3. 4. 5.) Zugleich wurde dadurch die charakteristische Unter-

Unterscheidung der Israeliten von den benachbarten Völkern unterhalten. Hierher gehörte auch die Beschneidung, und der ihnen gegen die sogenannten Gejim eingeprägte, von seinem Gott autorisierte Haß. (5. Wiss. 7. 16.) Aus dem Begriffe von einem einzigen Gottes, wie ihn die Israeliten sich dachten, und Moses ihn schilderte, ging die Regelungssorm hervor, die zu dem Charakter, den Meisterungen und Traditionen der Israeliten am besten passte. Dies war Theokratie (2. Wiss. 19. 6.) Ihr Oberherr war ein strenger, schrecklicher, mächtiger, aber auch heiliger, läblicher, wunderbarlicher Gott. (2. Wiss. 15. 11.) Sie waren seine unmittelbaren Untertanen, Moses war sein erster Minister, die Leviten seine Leibwache, die Stiftshütte sein Palast, Opfer seine Finanzen.

II. Um die Geheimnisse, die mit einer Theokratie unumgänglich verbunden sind, zu bewahren; um den daraus gebaueten Werkeungen Eingang, Einheit und Nachdruck zu verschaffen, konnte und durfte nur Eine Per-



son an der Spitze stehen. Dies wollte Moses seyn. Er zog zwar seinen Bruder, Aaron, mit in seinen Plan, aber nur als ein Theilnehmer. Moses wollte angeben, Aaron sollte ausführen helfen. Wer bei Hand brauchte er ihn zu seinem Sprecher, weil er selbst mit Mühe redete. Gott hatte erklärt: Aaron sollte der Mund Moses seyn, aber Moses der Gott Arons. (2. Mose. 4. 16. Vergl. mit 2 Mose. 7. 1.) Das „Gott“ heißt hier bloß „Fürst, Oberhaupt, Vorgesetzter.“ (Vergl. 2 Mose. 22. 8. 28.) Nach der Zeit machte er ihn zum Hohenpriester, d. i., bloß zum Chef der gottesdienstlichen Ceremonien. (2 Mose. 7. 1.) Beide verhielten sehr sorgfältig, das Volk auf den Gedanken zu bringen, als ob ihre Verfügungen, Beschir und Geschehe von ihnen selbst kämen. Wenn es murkte, so sagten sie: „Ihr murrt nicht wider uns, sondern wider den Herrn.“ Dadurch deckten sie sich zugleich, in schwierigen Fällen, den Rücken. (2. Mose. 16. 8. und 17. 2.) Moses

brauchte, außer Aaron, noch subalterne Priester. Diese nahm er aus dem Stämme Levi, seiner eigenen Familie, oder vielmehr, er weihte diese ganze Familie zum Priestertum. Er verband sie mit sich sehr genau dadurch, daß sie ihre ganze Subsistenz aus ihrem Amte zogen. Sie besaßen kein Erbe in Israel, sondern lebten, wie er es nannte, vom Herrn. Nichts war also natürlicher, als daß sie die Theokratie aufrecht zu erhalten suchten, die sie ernährte. Vergaßen sie dieselbige aus Herrschaftsucht oder, wenn sie des unbedingten Gehorsams gegen Moses überdrüsig worden, so traf sie eine eben so unerbittliche Strafe, als das Volk selbst. So wurden Aaron, Mirjam, Moses Schwester, Mada b und Abihu, Aarons Söhne, und die sogenannte Mutter Korah und Abiram bestraft, ohne Ansehen der Personen. Denn von dem Augenblick an, wo sich dem Moses irgend einer gleich stellte, und zu einem gleichen Ansehen beim Volke gelangte, wären die Absichten jenes und alle seine Gesetze und Einrichtungen vernichtet gewesen,

der Stadt hätte eine Revolution eflitten, und die Nation wäre, bey ihrem hülfslosen Zustande in der Wüste verloren gewesen. (5 Mos. 32. 47.)

III. Mo^se s musste Kriege führen. Da zu brauchte er Heldherren. Josua war ein solcher. Der Einfluß, den dieser, nach glücklichen Schlachten, bey dem Volke gewinnen konnte, wäre der Herrschaft des Mo^se d. mithin der Theokratischen Verfassung, nachtheilig geworden. Der Anführer des Herro musste ihm also unbedingt unterworfen bleiben. (4 Mos. 27. 16 — 23.) Eben so die Untertanenführer. Jeder Verstoß gegen Moses Geiche ward an ihnen eben so streng bestraft, als an andern. (4 Mos. 25. 4.)

IV. Auf den obigen Pfeilern ruhete das ganze Gebäude der Theokratie. Die andern hiehergehörigen Verordnungen des Mo^se s waren nur Nebenstücken, j. B. der Glanz der ihn und die Priesterschaft umgab; die Pracht der Silberhütte; der Umsland, daß kein Israelit fast die Hand anders ausstrecken durfte, als wie es Gott befohlen halte; die Op-

ser, die freywillingen Gaben, daß Geheimniß
volle des Gottesdienstes überhaupt; die häufu-
gen Cereimonien u. s. w alle diese Dinge, die
M o s e s mit einem wahren Kleinigkeitsgeiste,
aber nie ohne Plan und Zweck, vorschrieb,
waren eben so nthig, als wirksam, um seine
Konstitution aufrecht zu erhalten. Und diese
erhielt sich in der That, in ihrem ganzen Um-
fange, bis zu dem Zeitpunkte, wo die jüdische
Nation Könige bekam; und auch für diesen
Fall hatte M o s e s schon gesorgt, indem er
den Königen einen Wirkungskreis anwies,
der sich genau an die Theokratie anschloß. (5
Mof. 17: 14 — 20.) Indessen erlitt doch die
Konstitution, sobald Könige eingesetzt wurden,
einige Aenderungen, die aber nicht wesentlich
waren. Ihre Grundpfeiler wurden nicht ers-
schüttert, und sind bis jetzt noch nicht umges-
troßen. Noch jetzt ist Hierarchie die Grunds-
lage der jüdischen Verfassung, und der Geist
derselben und ihre Wirkungen sind noch sicht;
bar bis auf den heutigen Tag. Ein guter
Kopf, ein Gott, wie ihn M o s e s lehrte, von

neuen an die Spitze der Juden gestellt, würden, wenn sich nicht die ganze politische und religiöse Verfassung der heutigen Welt dagegen auslehnte, ungefähr noch eben die Erscheinungen hervorbringen, als in früheren Zeiten.

Die Resultate aus allem diesen stehen schon oben. Jetzt frage ich nur noch: Wer nennt den **N**uma **P**ompilius einen Betrüger, weil er vorgab, daß er seine Verschwörungen mit einer Göttin verabredet? Wer nennt den **U**rgund einen blutgierigen Mann, weil er strenge Gesetze gab? Wer darf den **S**olon für einen unweisen Gesetzgeber ausschreien, weil er die Frage: ob er seinen Landsleuten die besten Gesetze gegeben habe, so beantwortete: ich gab ihnen unter denen, die zu ihrem Charakter passten, die besten?

Wer fühlt endlich nicht, daß die Operationen des **M**ose **s**, mit den Operationen des **C**hristus, nicht verglichen werden können?

Mos es hatte ein zahlreiches Volk nicht bloß zu regieren, sondern auch zu bilden; ihm nicht bloß eine politische sondern auch eine bürgerliche und moralische, Konstitution zu geben, und zu erhalten. Und Christus selbst bekannte, nicht herrschen, sich nicht in politische Dinge mischen zu wollen. Er spielte gegen Moses genommen, ungesäht die Rolle, die ein Feldprediger gegen Friedrich den Großen spielte. Welch ein Unterschied, eine Konstitution und einen Katechismus zu machen! Christus schuf bloß einen schönen konstituerten Welten-Moral, und ihre Grundsätze dreheten sich um einen gütigen, nachsichtsvollen, sanften Gott. Diese Moral ist zu schwach als Grundlage einer politischen Konstitution, wenn sie auch eine ehemal vorhandene sehr wirksam und wohlthätig unterstützen kann. Eine Theokratie, mit einem Gott an der Spitze, wie ihn Christus schilderte, kann sich nicht erhalten; sie treibt die Menschen, wie sie nun einmal sind, nicht genug in die Enge. — Warum ist eine christliche Hierarchie jetzt so ohn-

mächtig und wohl gar lächerlich? Weil sie ihren Einfluß auf den Gott des Christus bauen, dessen Charakter sich nicht mit Gewaltthäufigkeiten verträgt. Wenn war die christliche Hierarchy am mächtigsten? Zu jenen Zeiten, wo der Gott des neuen Testaments in den Gott des Moses wieder aufgearbeitet war; wo Päpste flüchteten, in den Bann thaten, auf Geschiß ihres Gottes solterten und verbanneten. Je erhabener also die Begriffe von Gott werden, desto subalterner und unwirksamer werden sie in der Politik. Die siehenden Armen haben den Gott des Moses unbedingt gemacht; die neuern Gesetzgeber brauchen den Gott des Christus nur als Nebenmittel; und gegen den Gott der Philosophen und die auf ihn gegründete Moral liegen die Fürsten und ihre Minister jetzt zu Ferde.

VIII.

W i r b d u r ḡ

H e r r n

Campens versuchte Sprachbereicherung
die

D e u t s ḡ e S p r a ḡ e
ärmer oder reicher?

(Dresd. Universal-Journal, 1792, Nr. 2.; und Dresd.
Corresp. 1792, Nr. 182.)

Der Katalogus von Wörtern, den Herr Campen zur Bereicherung unserer Sprache bekannt gemacht hat, und der fast lauter, aus dem Französischen übersetzt, Ausdrücke und Niedersarten enthält, ist durch mehr böse als gute Berichte gegangen. Man hat weniger gebilligt, als gelacht und gespottet; man hat

die Uebersetzungen wechselweise pedantisch, geistlos und ganz falsch gesunden. Bei billigen Literatoren würde Herr Campé auf mehr Schonung haben rechnen können, wenn er gleich Anfangs, in seinem ersten dahin gehörigen Aufsätze, das erinnert hätte, was er in dem Vorberichte des neuen besondern Ausdrucks sagt: „man solle nicht vergessen, daß „die Wörter (in seinem Verzeichnisse) nur als „Wörter und nicht als Worte stehen, „und daß ihre fälschige Aufnahme nur von „der Verbindung abhängt, in die ein denkender „Schriftsteller sie zu setzen weiß.“ —

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, verlieren seine neuen Wörter viele von den eben genannten harten Prädikaten, die man ihnen beigelegt hat; aber nicht alle werden dadurch von ihnen abgewehrt.

Die Wörter:

Stell dich ein, für rendez-vous.

soefwert, für compliment,

Stalldruher, Spießgesell, für
 Kamerad,
 Beingerüst, für Skelett,
 Chrpunkt, für point d'honneur,
 Sich: dich: um, für belle-vue, bel-
 vedere,
 Briefwechsler, für Korrespon-
 dent,
 Maulzimmertchen, Schmollkäm-
 mertchen, für boudoir,
 Abstecher, Nebensang, für episode —

Diese und andere Wörter, sage ich, können
 in der komischen und burlesken Farbenimischung
 unserer Sprache gar wohl gebraucht werden,
 sind aber im anständigern, ernsthaften Style
 durchaus unerträglich. Ein dramatischer Schrift-
 steller, der, zum Beispiel, einen lächerlichen
 Puristen auf die Bühne bringen wollte, kön-
 ne sic ihm mit gutem Erfolg in den Mund le-
 gen, und einige davon, z. B., Spießge-

sell, Beingerüst, Chrypunkt, Höf-
wort, könnten allenfalls schön, wenn sich
eine schriftliche Verbindung vorschaltet, in dem
Leichtern, fauligsten Erzählungsstyle gebraucht
werden. Nebensang für Episode
scheint mir ganz unbrauchbar. Denn man
hat auch Romane in Prosa, mit Episoden,
die man nicht Nebensänge nennen kann. Dies
Wort wäre eines von denen, die, wenn man
sie einführt, unserer Sprache wohl neue
Wörter verschaffen, aber einen beschränkteren
Sinn ausdrücken würden, als ihn die Origi-
nalswörter mit sich führen. Eben so „Höf-
wort“ statt Compliment, welches auch noch
Werbung, feierliche Anrede u.
bezeichnet. Nebrigens hat das Wort Neben-
sang, wegen seiner Zusammensetzung mit dem
alten Werde-Sang, anstatt Gesang, ein
würdiges antik-modernes Ansehen.

Die Wörter:

Einweisen, für ennuyer,

Entweisen, für desennuyer,

Schnell: Läufer, für courier,
 Einzel: Wesen, für individuum,
 Glaubenowuth, für Fanatismus,
 Geheime Siegel: Griese, für Let-
 tres de cachet,
 Alltehrig, für orthodox,
 Gemein: Wesen, für Publicum,
 Vernunsten, für raisonniren,
 Daraufdrücken, für appuijen,
 Schmuck: Kunst: Schwungrede für
 declamation —

— sind, denke ich, größtentheils jedem
 Manne von Geschmack unerträglich. Denk
 erstlich könnten sie nur immer im anstan-
 digen, gebildeten, historischen oder didakti-
 schen Style gebraucht werden; und wer wird
 in diesem je die Werte vernunsten,
 drauf drücken, Schwungrede, sich
 aus der Feder lassen lassen? Zweyten sind
 sie, größtentheils, entweder ganz falsch und
 gegen den Genius der Deutschen Sprache ge-

bildet, oder sie drücken nur Eine oder zwey Bedeutungen des Original-Worts aus.

Nehmen wir die Wörter einweilen und entweilen. Wo sind sie hergeleitet? Von weilen, d. i. bleiben, verbleiben, verweilen? Diese Etymologie wäre falsch, sonst müßte das Wort einweilen so viel heißen, als: bleiben machen, verweilen machen, an das bleiben gewöhnen. Ich weile mich ein, hieße dann, ich werde bei verweilens gewöhnt. So wie man sagt, sich einwohnen, um auszudrücken, daß man anfängt, sich an den Aufenthalt in einem Hause, in einer Stadt, zu gewöhnen. Entweilen mit dieser Etymologie, heißt, gar nichts.

Wären sie von dem Worte Weile hergeleitet, so wäre es eben so falsch. Weile, heißt, Zeit oder eine Zeit lang. Man sagt, ich habe eine Weile zugesehen, eine Weile da oder dort gewohnt,

eine Weile ausgehalten. Ich habe lange Weile, heißt, die Zeit wird mit lang. Die Kurzweil, heißt der Zeitvertreib; kurzweilig, heißt, zeitverkürzend und, in einer zweyten Bedeutung, unterhaltsend. Wenn nun also Weile und Zeit fast in allen Fällen Opponyme sind, was heißen dann die Wörter entwéilen und einweilen, wenn man sie von Weile ableitet? Nichts anders, als (das erste) jemand von seiner Zeit erretten, um seine Zeit bringen, und (das andere) jemand in seine Zeit hinein thun, hinein wideln, hinein legen. Man könnte sagen, die Redensart, jemand von seiner Zeit retten, drückt ja eben das Wort desenmuyer aus; aber man überreile sich nicht. Man rettet niemand von seiner Zeit, aber wohl von einer Zeit, die ihm lang wird, und diese Schattierung liegt gerade nicht in dem Worte entwéilen, mithin kann es gar nicht von der langen Weile gebraucht werden.

heit, die man jemand vertreiben will; sondern bloß von seiner Weile, von seiner Zeit, ohne nähere Bestimmung. — Und endlich, wo sind in dem Worte *ennuyer* einigkeiten die Bedeutungen des Wortes *s'ennuyer*? Heißt es nicht auch verdrüßlich, mißvergnügt, übel launig seyn? Nicht zu gedenken, daß das französische Wort als ein Attribut, ein Reciprokum und zugleich als ein Impersonale gebraucht wird, und in diesen Modifizierungen sehr abweichende Bedeutungen hat.

Deshalb drückt aber auch das gewöhnliche, schon durch den Gebrauch bestätigte Wort, *Langeweile*, oder besser *lange Weile*, das französische „ennui“ nicht ganz aus. Was will man damit ansingen bey den französischen Niedersorten: charmer les ennuis? adoucir les ennuis? Les ennuis de la vieillesse?

Warum will es aber Herr Campeney bey den einmal gangbaren Niedersorten, lange Weile machen, lange Weile haben, nicht

nicht bewerben lassen? Etwa, weil es Drey deutsche Wörter für das französische Einzige sind? Gewiß, dieser Grundsatz könnte zu einer Menge Abgeschmacktheiten und Lächerlichkeiten führen. Unmöglich kann Herr Campe glauben, daß Kürze ein mehr wesentlicher Vorzug des Vertrags sey, als Deutlichkeit? Er ist ein zu guter Philosoph, als daß er diesen Herzhum nähren könnte.

Die Ueberschung von „Lettres de Cachet“ durch „geheime Siegelbriefe“ scheint mir nicht minder unglücklich, als die vorhin verglichenen? Ist nicht jeder versiegelte Brief ein geheimer Brief mit einem Siegel? Wenn ihn jedermann lesen sollte, würde er nicht versiegelt seyn. Ein versiegelter Liebesbrief ist nicht mehr und nicht weniger, ein geheimer Siegelbrief, als eine „Lettre de Cachet.“ Aber welch ein Unterschied zwischen beyden! Kurz, „Lettre de Cachet“ ist ein Kunstausdruck und kann und muß, nach meiner Meynung, nicht

übersicht werden. Wollte man ihn übersetzen, so müßte es in einer langen Umschreibung seyn; jede andre bliebe dem Unwissenden so unverständlich, als das französische Wort selbst. Welcher Lape kann sich etwas bestimmtes dabey denken, wenn man ihm sagt: „Der und der kam, auf einen geheimen Siegelbrief, in die Bastille?“ Wollte man ihm einmal das Nachfragen ersparen, was eine „Lettre de Cachet“ sey, so müßte man sagen: Der und der kam auf eine, nur im alten Frankreich übliche, von dem König eigenhändig unterschriebene und mit seinem Privatsiegel bedrückte, Ordre in die Bastille. — Dann erst würde der Ununterrichtete wissen, wie es sich verhielte, dann wäre ihm alles deutlich; aber wäre es auch kurz? Man lasse es also bey „Lettre de Cachet,“ und der Ignorant mag fragen, wie er fragen muß, wenn er, zum Beispiel, wissen will, was eine päpstliche Bulle ist.

Eben so mit dem Worte „Courier,” das Herr Lampe durch Schnell: Läufer oder Eilbothe übersetzt. Schnell: Läufer dünkt mich posierlich und falsch zugleich, denn kein Courier läuft zu Hause von Petersburg nach Berlin, sondern er fährt oder reitet dahin. Das Wort „Eilbothe“ ist besser und wird auch schon ziemlich oft gebraucht; obgleich ich es nur dem Redner, dem Poeten, oder auch dem geschmückten Historiker erlauben würde; im gemeinen Leben, und im leichtern Erzählungsstyl ist es zu geijert. Das einmal aufgenommene Wort „Courier“ hingegen, passt für jeden Styl, den erhabenem poetischen abgerechnet, mithin hieße auch dies unsere Sprache ärmer machen, wenn man uns bedingt Eilbothe dafür brauchen wollte.

Eben so verhält es sich mit dem Worte Glaubenswuth für Fanatismus. Diese Übersetzung schließt nicht alle Bedeutungen des Originals ein. Das französische „Fanatisme,“ j. B., drückt nicht bloß die

Hartnäckigkeit und Wuth auf, womit man über Glaubenslehren hält oder sie ausbreitet, sondern auch störriges Anhängen an jede andre Meinung und Überzeugung. Man sagt, z. B., seit einiger Zeit sehr häufig: politischer Fanatismus, und dieser Ausdruck ist ohne Tadel; aber wer könnte, ohne innern Widerspruch in der Redensart selbst, sagen: politische Glaubenswuth? Also würde die Einführung des Wortes Glaubenswuth abermals unsre Sprache, insofern sie auf Besessenheit ruht, nicht bereichern, sondern ärmeln machen. Das Wort altlehrig (anstatt orthodox) das eigentlich recht-lehrig übersetzt seyn sollte, kann hingegen von jeder Art von Lehre gebraucht werden, da es doch, als Surrogat für orthodox, nur immer in Bezug auf Glaubenslehren gebraucht werden muß. Also würde weder altlehrig noch recht-lehrig den wahren Sinn des Wortes orthodox ausdrücken.

Herrn Campens in Vorschlag gebrachte
Wörter —

Dämpfe, anstatt vapeurs,

Sartgefühl, anstatt delicateſſe,

Antlitzseite, anstatt Façade,

Zerrbild, anstatt caricatur,

Punktversammlung, anstatt assem-
blee u. s. w.

— haben alle Fehler der vorhin beleuchteten,
und noch weit mehr. Vapeurs mit Dämpfe
zu übersetzen, würde mir nicht allein posse-
lich, sondern auch ganz falsch, weil es einen
Zitterhum in Absicht derjenigen Krankheit ver-
breitet, die man in Frankreich darunter ver-
steht. Ich weiß wohl, daß Herr Campen
nicht der einzige Deutsche Schriftsteller ist,
der sich unter „vapeurs“ die Krankheit der
aufsteigenden Dunste zu denken scheint;
fast alle satyrische, dramatische und romantische,
Deutsche Schriftsteller verbinden diesen fal-
schen Begriff damit; aber das kann hier nichts

entschuldigen. Die ältern französischen Aerzte schrieben die Zufälle, die wir jetzt hysterische, melancholische, hypochondrische &c. nennen, Dünsten zu, die aus dem Magen und Unterleibe nach dem Kopfe steigen, diesen einzuholen und dadurch jenen Zustand von Mißmuth, Trägheit, Trübsinn, Abspannung, Unlust &c. bewirken sollten; daher die Benennung *vapeurs*; aber die neuern Aerzte messen jene Symptome ganz andern Ursachen bey, und sie finden dieselben unter andern, und hauptsächlich in einem schadhafsten Zustande der Nerven. Man sollte also, wenn man nicht als Arzt schreibt, das Wort „*vapeurs*“ mit *Nervenschwäche* übersehen; dies würde der damit zu bezeichnenden Krankheit näher kommen und nicht alte Grethdimer unterhalten. Unsere oben genannten Schriftsteller brauchen die „*vapeurs*“ gerne, wenn sie eine, in der feinen Welt, oder überhaupt unter galanten und verzückten Weibern sehr geläufige, Krankheit nennen wollen — das Wort *Nervenschwäche* würde ihnen dieselben Dienste thun und

nicht den oben gerügten Zerthum mit sich führen und unterhalten. Bergl. Hrn. Hörselands Neueste Annalen der französischen Arzneykunde. 1. Band. S. 291.

Herner! Wenn ja das Wort *Zart* gefühlt, das schon unter uns gebräuchliche und als Bürger aufgenommene Wort, *Delikatesse*, verdrängen sollte; so würde unsre Sprache einen unvergleichlichen Verlust leiden. Alle die Begriffe sind alle die seinen, zum Theil höchst zarter, Schattierungen derselben, die jedem Manne von mittelmäßiger Bildung bei dem Worte *Delikatesse* verschwelen, oder fühlbar werden, und die er wiederum damit angeben kann, gingen sobann verloren; und wir hätten das für ein Wort, das nicht bloß nur einen einzigen davon ausdrückt, sondern noch überdies sehr neologisch und sprachwidrig gebildet ist.

Was will Herr Camp e mit dem armen „*Zart*“ anfangen, wenn von einer demarche delicate die Rede ist? Wenn man ihm von

einem vin delicat, von einem mèt delicat,
von dem gout delicat eines Mannes erzählt? Wenn man ihn fragt, was eine main delicato, ein ciseau delicat, ein pinceau delicat eines bildenden oder zeichnenden Künstlers ist? Wenn man ihn bittet, die Redenarten enfant delicat, vue delicate zu übersehen? — Wie hier das „hart“ höchst armeselig erscheint, so ist das nicht minder der Fall in dessen Zusammensetzung mit Gefühl, wor durch das Wort „delicatesse“, ausgedrückt werden soll, welches in jedem obenangeführten Sinne des Worts „delicat“, gebraucht wird. Herr Campé hat vergessen, daß sein Wort „Zartgefühl“ nur die Empfindung des Zarteren und nicht auch die Eigenschaft des Zarteren ausdrückt. Er wird gewiß selbst nicht bey delicatesse des traits, delicatesse d'une pensée, delicatesse d'esprit, delicatesse d'une table, delicatesse de tempérament etc. das Wort „Zartgefühl“ brauchen wollen. Wozu nützt es

also, wenn es nicht erschöpfend ist, und wenn es folglich, im Fall der Aufnahme, ein sehr reiches, üppiges Wort verdrängen, und uns dadurch an einem sehr umfassenden Begriffe zeichen, und mithin an Begriffen selbst ärmern würde. Herr Camp e lasse uns also lieber umschreiben, wenn wir die Worte „delicat“ und „delicatesse“ für unzün halten; er lasse uns lieber gelegentlich funzig andre Wörter dafür brauchen; er lasse uns lieber, sein, zärtlich, niedlich, schmaechhaft, geschmaechvoll, leicht, schwierig, bedenklich, tödlich, schwächlich, eigen, schwächtig ic. für Delicat; und seines Gefühls, Zartheit, Feinheit, Leckerhaftigkeit, Gastigkeit, Weichlichkeit, Leichtigkeit, Schönung, Kranklichkeit ic. für Delicatesse brauchen, je nachdem der Sinn es verlangt, und der Mann von Geschmack, der zugleich Kenner beider Sprachen ist, es nöthig findet. Unsere Sprache verliert dadurch bey seinem versständigen Manne, gewinnt vielmehr an wah-

rem Reichthum gegen die Französische, die nur durch ihre Armut reich wird.

Gegen die Bildung des Worts „Sartgeschüle“ selbst, habe ich übrigens eben das einzutwenden, was mit mir wohl jeder Mann, der Geschmack und Sprachkunde besitzt, gegen die Wörter „Hochgeschüle“, „Vollstrafe“ und ähnliche, einwenden wird. Wenn diese Zusammensetzung deutsch wäre, oder uns als deutsch aufgedrungen werden sollte, wer würde denn nicht eben so gut „Tiefgeschüle“, „Niedergeschüle“, „Schwadegeschüle“ und „Stattstrafe“, „Halbstrafe“, „Großstrafe“, &c. sagen können?

Die Wörter Antlitzseite, anstatt Fassade, Herrbild, anstatt Karikatur, gehören mit zu den unglücklichsten Ausgebürtungen eines ganz unnöthigen Purismus. Wer sieht nicht, daß es wahre Kunswörter sind, die nicht übersetzt werden können und müssen. Es ist mir unbegreiflich, wie Herr Lampre dies nicht

hat einzusehen wollen, und wie er hierdurch schlechtern Käpfen und unüberlegten Christusfeindern ein böses Beispiel hat geben können. Unter allen Nationen, in allen Sprachen, ist es eine Sitte, die auf guten Gründen beruht, daß man, wenn man Künste und Erfindungen von einer andern Nation lernt, auch die Original-Benennungen derselben in die LandesSprache aufnimmt. Dies geschieht hauptsächlich der Deutlichkeit wegen, aber auch aus einem Gefühl von Dankbarkeit gegen die erfundene Nation. Die Römer lernten ihre Arzneikunst, Philosophie, Schauspielkunst von den Griechen, und sie nahmen fast alle dahin gehörige griechische Wörter in ihre Sprache auf; die neuern Nationen, die jene Künste und andre von den Römern lernten, behielten die dahin gehörigen fremden Ausdrücke bey. Die Franzosen bildeten die Kriegskunst in neuern Zeiten aus, und alle übrige Europäische Nationen nahmen ihre dabei erfundenen Kunstaussdrücke in ihre Sprache auf. Eben so mit der Kochkunst, mit der Chirurgie, mit den Bädern.

rey, mit der Mode, mit der Kunst der guten Lebensart u. s. w. Die Engländer, Italiener, Spanier und auch wir Deutsche selbst, haben fast allen zu jenen Wissenschaften und Künsten gehörigen Wörtern das Bürgerrecht, und nur sehr wenige wurden übersezt, wenn es ohne Mühsverstand und Dunkelheit möglich war. Bey den Italienern blühte die Baukunst, wurden die schönen Künste bearbeitet, und ganz Europa gab, in seinen manngsachen Sprachen, ihren dahin gehörigen Ausdrücken das Indigenat. Warum wollen wir denn nicht bey dieser alten, sehr vernünftigen Sitte bleib en? Warum wollen wir denn, wie pedantische Sylbensiecher, uns vergebens quälen, in jedes Wort die Beschreibung der Sache zu legen, die es ausdrückt? Wir schämen uns nicht, uns mit den Wissenschaften und überhaupt mit den Begriffen, Ideen und Gefühlen anderer Nationen zu bereichern, und sollten uns schämen, auch die Wörter für dieselben, vor ihnen zu borgen? In der That, das ist nicht weniger wunderlich, als, im entgegen gesetzten Falle,

keine Perücke tragen wollen, bloß, weil man sie nicht mit einem ursprünglich deutschen Worte benennen kann.

Die unseligen Wörter, Antlitzseite und Herrbild, haben, außer ihrer Widrigkeit, auch alle die Fehler, die an den vorigen bemerkt worden sind. „Façade“ drückt, als Kunstwort, einmal ganz bestimmt diejenige Seite eines größern Gebäudes aus, an welcher sich der Haupteingang befindet; also die Vorderseite. Will man einmal ohne Moth überschauen, so drückt Vorderseite das Wort „Façade“ noch besser aus, als Antlitzseite; aber keines von beyden führt darauf, daß es nur von größern Gebäuden gebraucht werden kann. Auch liegt schon, wenn man es ganz genau untersucht, in der Zusammensetzung des Wortes „Antlitz“ mit „Seite“ ein Widerspruch. Das Antlitz einer Sache schließt die Seiten einer Sache aus; Antlitzseite also, drückt nur eine Seite des Antlitzes aus, und

weder die rechte oder die linke, giebt mithin gar keinen Sinn, wenn man nicht eines von diesen beyden Adjektiven davor setzt.

Das Wort **Zerrbild** für Karikatur, ist, außer seiner Unnöthigkeit und Widrigkeit, eben so wenig erschöpfend, als **Antlîsseite** oder **Vorderseite**; denn man malt und zeichnet nicht bloß Karikaturen, sondern hauet auch dergleichen in Stein, und schnitzt sie von Holz. Ich weiß wohl, daß, nach veraltetem deutschen Sprachgebrauch, jede Darstellung, sie sey in Stein, Holz, oder Eisenstein, ein Bild heißen kann; aber jetzt nennt man nur gezeichnete oder gemalte Darstellungen **Bilder**, wenn wir auch noch das Wort **Bildhauer** in unserer Sprache bey behalten haben. Überdies drückt das Wort Karikatur nicht bloß eine verzerrte, sondern jede andre, übertriebene, überladene Darstellung aus; also giebt **Zerrbild** nur den halben Begriff des Wortes Karikatur an, ist daher auch aus diesem Grunde verwirlich.

Prunkversammlung, ist abermals dässerst pedantisch und eben so wenig erschöpfend, als alle obige zergliederte Liebverschungen. Pedantisch ist sie deshalb, weil nur ein gemeiner Mensch das Wort brauchen kann, der nie in Assembles gekommen ist, und deshalb, weil die Leute darin besser gekleidet sind, als er, es sehr einseitig eine Prunkversammlung nennt; Leute, die in Assembles zu Hause sind, die alle Tage in Umgebungen erscheinen, mit welchen sie in jede Assamblee treten können, würden sich höchst lächerlich machen, wenn sie selbst diese Umgebungen Prunk oder Pracht nennen wollten; Nicht erschöpfend ist diese Liebverschung deshalb, weil sie kein Mensch, z. B., bey assamblee nationale, assamblee de creanciers, assamblee d'un regiment u. s. w. wird brauchen können und wollen.

Assamblee hat übrigens bey uns schon das Bürgerrecht, wie billig, denn es ist ein Kunstausdruck, so gut als Galanterie, Wein-

met, Konversation, Val, und viele andre, die wir zugleich mit der Wissenschaft des gesellschaftlichen Lebens, von den Franzosen bekommen haben, und die ich eben so wenig übersehen würde, als Magout, Grilasse, Biskuit, Rote Lette, Entredat, Pas, Menuet, Marcellin, Kavalier, Fourier, Lieutenant, u. s. w. Ich möchte, wenn es der Gebrauch erlaubte, sogar nicht einmal durch die Bank „amour“ mit Liebe übersetzen, aus Gründen, die jedem Mann, der die französischen Sitten kennt, eben so einleuchten werden, als mir selbst. Mir scheint es unverständlich, daß der wahre Reichtum einer Sprache nicht in den Wörtern, sondern in den Begriffen liegt, die man damit ausdrücken kann; daß, Wörterbücher einer Sprache verbieten, auch die Begriffe, und mithin das Ausbildungsvermögen der Sprechenden beschränken heißt; daß eine Sprache, die nur Originalwörter dulden will, die allerärmste, dunkelste, weitaus

weitschweifigste und doch einseitigste seyn muß; und daß endlich Herr Camp e, weil er von einem falschen Gesichtspunkte ausging, vielmehr Proben gegeben hat, wie unsre Sprache ärmer, als wie sie reicher gemacht werden könnte.

und 2.

Was ist der Sinn des zweiten Absatzes?

und 3.

Was ist der Sinn des dritten Absatzes?

Was ist der Sinn des vierten Absatzes?

R

IX.

Bemerkungen
über
Deutsche poetische Uebersetzer
und
Uebersetzungen.

(BergL. Allg. Deutsche Bibli., Band 108., Seite 440.)

Ein Recensent, der viel Einsicht, Geschmack und Kenntniß des Leserpublikums verträßt, sagt, an dem eben bezeichneten Orte, manches Trefende über Deutsche poetische Uebersetzer und Uebersetzungen. Es ist der Allgemeinen Deutschen Bibliothek gelückt, seit ihrer Existenz, so viele nützliche Wahrheiten und Bemerkungen eingänglich zu machen, daß ich hoffe, auch diejenigen, die gedachter Rec-

consent über den bemerkten Gegenstand aussert, werden eine gute Stelle finden. Sie sind um desto unparteyischer, da ihr Urheber, obgleich selbst in der Bibliothek zuweilen dagegen gesündigt worden, sie dennoch freymüthig heut aussagt, ohne sich darum zu bekümmern, ob inkonsistente Leute sie nutzen könnten, um nach denselben, über manche Recension jenes kritischen Werkes den Stab zu brechen. Dies würde vielleicht auch nicht ausbleiben; denn es ist das gewöhnliche Schicksal solcher Instanzen, daß sie unter den guten und unter den schlechten Schriftstellern eine fast gleiche Anzahl von Feinden haben; unter ersten, weil sie sich nicht sattsam gelobt, unter letztern, weil sie sich unbillig getadelt glauben. Die Schriftsteller sind, im Allgemeinen, wie die Schauspieler; und was Lessing irgendwo in der Dramaturgie über die Eitelkeit und Neidbarkeit der letztern sagt, paßt genau auf die ersten.

Wenn irgend ein kritisches Werk ernsthafe und licherliche Ansechtungen von guten und

schlechten Schriftstellern auszuhalten gehabt hat, so ist es die Bibliothek. Indessen hat sie sich, überhaupt genommen, immer noch mit viel Anstand und Würde dabei betragen, und nur zuweilen ist ihr ein Zug entwischt, meistens man sah, daß ihre Mitarbeiter — Menschen waren. Ich hoffe, sie wird auch hierin, wie überhaupt in allem, ihren Grundsätzen treu bleiben; wenigstens ist bis jetzt noch nicht bemerkbar, daß sie, mit dem Wechsel des Herausgebers, der Form und des Druckorts, auch ihre alten Statuten gewechselt habe. Vielmehr glaube ich zu bemerken, daß einige Fächer (z. B. das Fach der schönen Wissenschaften, welches man von jeher für ihre schwächere Seite hielt,) jetzt mit mehr Umsichtlichkeit und weniger Flüchtigkeit bearbeitet werden, als vorher; daß die Freymüthigkeit, die, besonders im theologischen Fache, die letzte Zeit her, etwas zu schlummert schien, wieder erwacht; und daß die Recensenten, im Allgemeinen, wenn sie ehemals schlechte und doch eitle Schriftsteller mit Preis

schen züchtigten, jetzt mit Scorpionen sie zu züchten anfangen. Ich habe gegen diese Manier nichts, wenn sie am rechten Ort angebracht wird. Sie ist zur litterarischen Erziehung und Disciplin unumgänglich nöthig. Doch wünschte ich, daß man diese etwas heroische Kur ausschließend nur für hoffnungslose und doch harinäckige Bücherschreiber, für Fanatiker in der Theologie, für Empiriker in der Medicin, für ausgeblähete Theoretiker in der Jurisprudenz, für Anekdotenkrainer und Romanenmacher in der Geschichte, für Sekretaire und Dichter in der Politik, für Fußgänger in der Geographie, für Orthodoxen in der Philosophie; hauptsächlich aber, für literarische Marktschreyer aller Art, sie mögen sogenannte Lieblingsschriftsteller seyn, oder werden wollen, aufzusparen und bei diesen fleißig anwenden mödten.

Der gedachte Recensent hebt folgendergestalt an:

„Man hat den Deutschen oft schon, nicht ohne einen Schein von Redyt, vorgeworfen,

„daß sie gegen gewisse literarische Verdienste
 ungetrech waren, und sich wenig daran ver-
 stünden, ihren wahren Werth zu schätzen.
 „Poetische Uebersetzungen von den Meisters-
 werken der Alten und Neuen (Neuern) errei-
 chen bey dem deutschen Publikum immer nur
 eine sehr geringe Censation; um sie nur eins
 „germäßen bemerken (bemerkbar) zu machen,
 „muß nothwendig der Name des Verfassers
 „die Aufmerksamkeit im (in) voraus aussz-
 „tern. Die Engländer, Franzosen, Italiän-
 „ner und selbst die Spanier haben nicht wenig
 „Uebersetzer, denen sie unter ihren Original-
 „Schriftstellern einen ehrentvollen Platz anweiz-
 „sen; in Deutschland hingegen wüssten wie
 „niemand, der sich bloß durch poetische Ueber-
 „setzungen einen großen Namen gemacht hätte.
 „Die wenigen deutschen Schriftsteller, die
 „allein, oder doch gröftentheils, durch Ueber-
 „setzungen berühmt werden, (geworden) schrier-
 „ben in Prosa.“

M u m e r s u n g e n.

Man hat den Deutschen — Werth zu schähen.

Der deutschen Nation im Ganzen kann man, ohne die schreyendste Ungerechtigkeit, nicht vorwerfen, daß sie gegen irgend ein literarisches Verdienst ungerecht sey, und wer sie dessen wirklich beschuldigt, kennt sie nicht. Es giebt nichts zwischen Himmel und Erde, zwischen Anno 1. und Anno 1792, was ihr fremd oder gleichgültig wäre, und diese, oft wahl- und gesdynacklose, Unerlässlichkeit, wäre ein Punkt, der Tadel verdienen könnte, wenn irgend etwas, das einen Kopf und eine Feder beschäftigt hat, einem Tadel ohne Einschränkung unterworfen werden dürfte. Man frage deutsche Literatoren nach Chinesischen und Hindischen, nach Ostindischen und Russischen, nach Portugiesischen und Nordamerikanischen Gelehrten älterer, mittler, und neuerer Zeiten, und nicht leicht wird eine solche Frage ohne Antwort bleiben. Zwecklich wird man

darin est mehr Gedächtniß als Beurtheilungskraft, mehr Fleiß als Geschmack, mehr Einseitigkeit als umfassenden Blick finden; aber, man darf sich nur um die Gränzen des menschlichen Geistes ein wenig bekümmert haben, um zu wissen, daß, mehr fordern, als in jenen Stücken die Deutschen geleistet haben und noch leisten, Unmöglichkeiten fordern hiesse. Das unsre Nation also, jedes literarische Verdienst kennt, ist ausgemacht; ob sie aber ihre dahin gehörige, üppige Gelehrsamkeit zu würdigen, auszuwählen und ins Große zu verarbeiten wisse, ist eine andere Frage. Es müßte erst untersucht werden, aus was für Ursachen, aus was für Bewegungsgründen, sie so unenblidh viele literarische Kenntnisse sucht? Ist es, um sie unmittelbar für das Wohl der allgemeinen gelehrt Republik zu verarbeiten? Oder ist es bloß, um gelehrt zu werden, das heist, um das ungeordnete, zu keinem bestimmten Zweck gefallte Magazin des Nationalwissens zu bereichern? Ich denke, beydes ist der Fall. Man seuge einen Literar-

für: Warum opferst du deine besten Kräfte, deine ganze Zeit auf, um, zum Beispiel, einen Arabischen Chronisten zu verstehen, zu übersetzen, zu erklären? Er wird antworten: Erstlich, ist mein Chronist eine literarische Merkwürdigkeit und schon deshalb meiner Aufmerksamkeit wert; zweyten s, wirft der Inhalt seines Buchs ein Licht auf manche, noch nicht erhellte, chronologische Punkte der Mauroischen Geschichte; dritten s, finden sich darin Fingerzeige über die Sprache, Sitten, Kenntnisse, Religion und politische Verfassung seiner Nation und der mit ihr zusammenhangenden Völker; vierten s, ist er, bis jetzt noch, von keinem Deutschen bearbeitet worden; fünften s, können die Thatsachen und Angaben, die er enthält, von einem Geschichtschreiber, der die Mauroische Geschichte insbesondere und die Weltgeschichte im Allgemeinen bearbeiten will, sehr vortheilhaft genutzt werden u. s. w. Welcher billige Mann wird gegen diese Gründe etwas einwenden, wäre er auch, für seine Person, überzeugt,

dass die an dem Chronisten gerührten Vorzüge nicht eine Stunde, vielweniger das ganze Leben eines guten Kopfes zu beschäftigen verdienten?

Wenn es deutsche Gelehrte von jehir gab und in Menge noch giebt, die solche Gegenstände zum Ziel ihrer literarischen Laufbahn machten; wenn unsre Nation durch Lukubrationen dieser Art besonders berühmt geworden ist, und darin allen übrigen den Rang abgelaufen hat: so wollen und müssen wir den gehäuften Werth daraus sehen, und uns gegen jeden Angriff von aussen vertheidigen. Die übrigen europäischen Nationen, die eine Literatur haben, werfern nämlich uns vor, wir besäßen zwar unermessliche gelehrte Schätze, verständen aber nicht, sie mit Geschmack und mit umfassendem Geiste zu einzelnen, allgemein nützlichen und allgemein gesellenden Kunstwerken zu verarbeiten. — Zugegeben, dass bis jetzt dem so sei. Aber wie, können nicht mit jedem Tage deutsche Genien geboren wer-

den, die diesen Vorwurf niederschlagen? Und bedarf es ihrer überhaupt mehr, als drei oder vier, um unser ganzes Volk auch von dieser Seite auf ewig beruhmt zu machen? Wir besitzen, z. B., noch keinen Geschichtsschreiber unsrer eigenen Nation, der, unter andern, mit einem *Hume* verglichen werden könnte, und haben doch, mehr als irgend ein anderes Volk in der Welt, in unsrer Geschichte geforscht, zusammen getragen, geschrieben und gedruckt. Aber, waren denn die Engländischen Geschichtsschreiber auch gleich Ansangs lauter *Hume*, *Moberthon*, *Gibbon*? Waren denn die Französischen von Anfang her lauter *De Thou*, *Mabillon*, *Barthélémy*? Was bedürfte es nicht für Vorarbeiten, selbst unmühe und geschnacklose, ehe solche Köpfe sich über das Chaos ihrer historischen Literatur erhoben und in dieselbe Athem und Geist hauchen konnten! Zugegeben also, daß wir auch; für den laufenden Augenblick, nur immer noch einsammleten; beweist dies, daß wir nie lernen werden, mit Geschick anzulegen und auszu-

spenden? Der wahre Geschmack wird immer erst spät unter einer Nation empor kommen, und nicht bloß auf literarischen Wege, durch literarische Mittel, bildet er sich aus; er muß auch in der Politik, in der Moral, in der Erziehung und in dem gesellschaftlichen Leben Beförderungsmittel finden. Man mache das Deutsche Reich zu einem Staate; man gebe diesem Staat eine einzige Hauptstadt; dieser Hauptstadt einen Hof, der sich der Machterzeugung der Nation werth macht; einen Circle von Gelehrten und Weltmännern, die durch That und Wort sich Einfluß verschaffen; ein reiches Publikum, das, sey es aus Lernbegierde oder aus Eitelkeit, einen Theil seines Überflusses der Literatur und Kunst zufliest; eine Sprache, die auch von andern Nationen gesprochen und verstanden wird — und man dürste bald sehen, wie wir die Franzosen und Engländer in Sachen des Geschmacks eben so gewiß einholen würden, als wir sie jetzt schon in der wahren Gelehrsamkeit hinter uns zurück lassen.

(Poetische Überschüsse — —
in voraus aufzufordern.)

Um die geringe Sensation zu erklären, welche poetische Überschüsse von antiken und modernen Meisterstücken auf das Deutsche lesende Publikum machen, darf man sich nur erinnern, aus was für Mitgliedern das letztere besteht. Die Majorität desselben bilden junge Leute jeder Art: Referendarien, Sekretaire und Accessisten in den Disputationen, Kandidaten und jüngere Schul- und andre Lehrer in den Städten, Officiere, Studenten, Kaufleute und ihre Dienner, Schüler, junge Künstler, Hosbediente, reputierliche Handwerker und ihre Gesellen, Ternier, junge Landbediente, ältere und jüngere Landprediger, Hosmeister, Amtleute, Amtsschreiber, Förster, Pächter &c. Der weibliche Theil dieser Majorität hebt, in großen Städten, von den Frauen und Mädchen der bürgerlichen Staatsbeamten mittleren Ranges, der Banquiero, der Kaufleute, der armern verheiratheten Militairpersonen, der Professoren und Schulleute an, und schließt sich mit

den Puschmacherinnen, den Kammerjungfern und den Töchtern der feinern Handwerker. Zu diesen schlagen sich die Frauen und Töchter aller eben genannten Landbewohner, die verheirathet sind, im Fall sie die Lektüre lieben. Die Minorität des Publikums wird von einzelnen Ministern, höhern Militairpersonen, höhern Civilbeamten, vortheilichen und guten Schriftstellern, Professoren unter fünfzig Jahren, minder einseitigen ältern Schulleuten, Akademisten, aufgklärten und fleißigen Stadtpredigern, Rentenierern, und einer sehr geringen Anzahl von Weibern besseren Standes und seiner Erziehung gebildet. Jene Majorität verschlingt das sogenannte *gemeine Meissug*, besonders Romane, Trauer-Schau- und Lustspiele, Journale, Pamphlets, flache Geschichtsbücher, Gedichte ohne Auswahl, Bücher gegen Religion, gegen gute Sitten, Predigtbücher, Handbücher für Ungleichtte, Volkschriften, Reisebeschreibungen aller Art, ökonomische Schriften, und höchstens noch populäre philosophische Werke; alles übrige,

was an Werken der wahren Gelehrsamkeit in jedem Fache herauskommt, bleibt in dem kleinen Eickel der Minorität und deren einzelnen Klaſſen; auch Werke des feineren Geschmacks aller Art, bleiben, fast ausschließend, in diesem Kreise, werden wohl von der Majorität auch gelesen, aber selten gekauft, und nur aus Nachbeterey und, um gelegentlich davon mitzusprechen zu können, flüchtig durchlaufen. Die Minorität möchte sich zur Majorität ungesähe wie Eins zu Zweyhundert verhalten; und eigentliche Gelehrte sinden wohl kaum unter zweyhundert leſenden Deutschen Einen, der ihre Werke kennt. Die Fürsten, Minister und Hofsleute, so wie der privatierende, höhere Adel in den Städten und auf dem Lande, sollten wohl auch, in Lesezeichen, die zur Philosophie des Lebens, der Politik, der Moral, der Dichtkunst &c. gehören, der Minorität zugerechnet werden; aber jederman weiß, wie einzeln solche Vespiele sind und wie sehr man in jenen Regionen der Franzöſischen,

Italienischen und, seit einiger Zeit, auch der
Engländischen Literatur anhängt.

Eben aus dieser Elegie, die ich nicht für
ganz genau ausgebe, die aber so lange als
genau gelten mag, bis sie ein Anderer besser
wird abfassen können, lässt sich ermessen, in
welche Ecke des Publikums poetische Ueber-
setzungen alter und neuerer Klassiker kommen
können. Unter der Majorität sind viele In-
dividuen, die wohl wissen, was ein Klassiker
ist, und die deshalb allenfalls eine Uebersetzung
desselben lesen; aber, ohne fähig zu seyn, sic
reiflich zu beurtheilen und den ganzen Genuss
daraus zu ziehen, der ihnen, bey mehr Ge-
schmack und Kenntnissen, daraus erwachsen
möchte. Die übrigen Mitglieder der Majo-
rität werden (wie der Recensent bemerkt) nur
durch Namen zu Werken dieser Art angelockt,
und die vortrefflichste Uebersetzung des vor-
trefflichsten ältern oder neuern Dichters bleibt von
ihnen ungetannt und ungelesen, wenn sie den
Mahmen ihres Verfassers nicht schon vor-
Büchern,

Büchern, die für ihre Fassungskraft sind, gefunden haben. Sie schließen ungesäht so: Wieland hat Bücher geschrieben, welche uns, die fatalen, kopfsbrechenden Anspielungen bey Seite gesezt, die Zeit hertlich vertrieben; jetzt hat er einen gewissen Horaz und Lucian verdeutscht, die nicht weniger unterhalstend seyn werden, als seine Märchen. — Man kauft oder leihet also diesen Horaz und Lucian, und findet sich gewaltig betrogen, wohrg aber doch beyde hinunter, in der Ueberzeugung, daß sie ganz kostlich anzufliegen, weil sie von Wieland sind. Man liest sie aber gewiß nicht zum zweytenmal, empfiehlt sie auch Andern nicht mit der Wärme, wie man den mittelmäßigsten Roman empfiehlt. Und so in allen ähnlichen Fällen. Dass es sich so verhalte, könnte uns der Verleger der Wielandischen Schriften aus seinen Büchern beurkunden, in welchen es sich finden muß, daß wenn er von den Gedichten und Romanen dieses Mannes Tausende absche, er nur Hunderte von seinen eben genannten Uebersetzungen an Mann brachte.

Wielands Schauspiel scheint mir hier das bei
weisendste, weil es unter allen deutschen Schauspielen
das grösste Publikum hat und von der
Majorität eben so gern gelesen wird, als von
der Minorität, wenn auch der bedeutendhere
Theil der ersten, ihn nurtheilweise versteht
und genießt. Als Uebersetzer wird er unstrittig
von der ganzen Minorität gelesen und ge-
messen. Diese aber macht, bey ihrer geringen
Anzahl, kein großes Geräusch, und man
faußt ihre als Scheitsteller lange gefallen ha-
ben, ehe man es erfährt. Die Episoden, in
welche die Majorität gerath, sind ihr fremde,
und sie ist nüchtern und kälter, weil sie mehr
weiß, mehr gelesen hat, mehr fordert und des-
halb sparsamer lebt. Außer Wielands
ebenerwähnten Uebersetzungen, werden gewiß
auch ähnliche gute Produkte Anderer, von ihr
gekannt und nach Verdienst geschäfft; aber sie
ist nicht zahlreich genug, um es durch einen
grossen Ankauf derselben zu verlautbaren, was
doch bey uns fast das einzige Mittel bleibt,
dem Autor zu zeigen, woran er mit seinem

Büche ist. Bey ihr also ebenen Werke eine grosse Sensation gemacht haben, von deren Erißenz und Werth die Majorität kaum etwas erfahren hat. Es kommt nun darauf an ob man die Majorität oder die Minorität für für das Publikum in Deutschland halten will. Wenigstens ist es diese, die über Leben und Tod eines Schriftstellers in der letzten Instanz entscheiden muß, und es auch in der That, immer noch gethan hat. Wie viele Göthen der Majorität sind von ihr umgeworfen, wie viele wackeln schon, und von wie vielen andern nimmt sie gar keine Notiz!

Die Engländer — — schrieben in
Prosa.

Alles, was der Recensent hier sagt, ist, meines befürhaltens, bis auf die Spalte wahr. Die genannten Nationen haben Uebersetzer poetischer Werke unter ihre Original-Schriftsteller aufgenommen und ihnen, als solchen, Ein und Stimme gegeben. Der Grund darvon lag offenbar in der Güte ihrer Arbeiten

und nicht bloß darin, daß jene Nationen hierüber anders dachten, als wir. Ich meinte, wenn Bieland nie etwas anders geschrieben hätte, als seinen überschönen Horaz, er würde darum doch einen hohen Rang unter unsren vorzüglichsten Schriftstellern bekommen haben. Eben so Herr Voß, wenn er nur seine Odyssee und Herr Goettler, wenn er nur seine Metope und Bayre herausgegeben hätte. Hieraus wird klar, daß, wenn wir bis jetzt noch nicht bloße poetische Uebersetzer zu unsren Originalschriftstellern zählen, es daher keine ist, weil, einerseits, die Uebersetzer dieser Art, die dieser Ehre sich unter uns wertig machten, schon vorher als Originalschriftsteller berühmt oder bekannt waren, und weil, andererseits, solche Schriftsteller, die sich in dieser Laufbahn zeigten, noch keine Werke herausgebracht haben, die ganz die Bedingungen erfüllten, unter welchen sie zu jener Ehre hätten gelangen können. Ich, für mein Theil, trage nicht das mindeste Bedenken z. B., den neuesten Uebersetzer des bestreyten Ge-

rusalem's, Herren Manse, unsern besten
seren Epischen Dichtern, Alyinger, von
Nicolay und dem Verfasser des Alfonso
an die Seite zu setzen, und ihm, in manchen
Dingen, noch den Vorzug vor diesen zu zu
erkennen. Vielleicht bestätigt die Minorität
des deutschen Publicums mein Urtheil, wenig
stens kann Herr M. gewiß sehn, dieser zu ge
fallen, wenn er auch von der Majorität sehr
sparsam gelesen werden sollte.

Es ist wahr, was der Recensent sagt, daß
bis jetzt nur prosaische Uebersetzer, und zwar
wenige, in unserer Literatur berühmt oder be
kannt geworden sind. Unter diesen ist Vo de
bis jetzt noch der einzige geblieben, den man
durchgängig unsfern besten Originalschriftstellern
zuzählt; die übrigen z. B., die Herren Wy
lins, Bertuch, Eschenburg, Helle
Hünger, und ein, noch ganz neuerlich als
Uebersetzer erstandener, junger Mann, Ma
mens Schach, haben ihn noch nicht erreicht,
dürften aber mit der Zeit (wenigstens) könne

ten es zwey oder drey darunter) ihn vielleicht erreichen.

„Gleichwohl würde man der Nation zu viel thun (föhrt der Riccensent fort) wenn man „den Grund dieser Erscheinung in dem Kalte „sinn oder gar in einer Unfähigkeit derselben, „Verdienste dieser Art zu schähen, suchen wolle „te. Gewiß liegt eine Hauptursache davon „in der Beschaffenheit der Versudze selbst, die „man bis jetzt unter uns gemacht hat. Nur „wenige verdienten ein besseres Schicksal als „sie erhielten. (hatten.) Zwar waren die Ver „sudze nicht immer schlechte oder gemeine Körp „se, allein die Art und Weise, wie sie bey „ihren Arbeiten zu Werke gingen, die unv „erthigen Fesseln, die sie sich anlegten, die „ängstliche Treue, die sie unmöglich andern, „als mit Aufopferung wesentlicher Schönhei „ten, erreichen konnten, mußte ihnen in den „meisten Fällen, die Früchte ihrer Bemühun „gen gänzlich rauben.“

 Anmerkung elf.

Gleichwohl würde — — suchen
wollte.

Was ich in der vorletzten Anmerkung gesagt habe, kann vielleicht beweisen, daß die deutsche Nation im Ganzen, an jener Erscheinung allerdings nicht schuld ist. Der erlesene Theil derselben, ist weder faltinnig gegen gute poetische Uebersetzungen, noch unsäglich sie zu beurtheilen. Der große Haufe, der hinter jenem engern Ausschusse zu weit zurück bleibt, muß diesen Vorwurf tragen. Da er es ist, der einem Buche den größten Absatz verschaffen und der durch seinen Beysall Geräusch machen kann, so muß es wohl scheinen, als ob Werke jener Art von dem deutschen Publikum überhaupt, nicht geschätzt würden, wenn Er sie nicht kauft und liest. Daß er aber, bey der jetzigen Beschaffenheit seiner Mitglieder, das Organ der deutschen Nation nicht seyn könne, scheint mir unwiderprechlich, wenn man ihm auch die Eigenschaft einer Pflanzschule für die

geehrtere und geschmackvollere Majorität billig
zugestehen muß.

Gewiß liegt — — gänzlich
rauhen.

Wie treffend das sei, was der Recensent hier sagt, können vielleicht folgende Bemerkungen ins Lichte sezen, die mir eine Erweiterung und Anwendung seiner Worte erhalten werden. Allerdings liegt ein großer Theil der Schuld an den Versuchen selbst, die in diesem Felde unserer Literatur gemacht worden sind. Ihre Urheber konnten oder wollten nicht den eigentlichen Gesichtspunkt fassen, von welchem sie hätten ausgehen sollen. Mich dünkt, sie hätten sich folgende Fragen vorlegen, und nach den Resultaten derselben ihre Arbeit aufnehmen sollen:

Erstlich. Für wen will ich einen gegebenen klassischen Poeten übersetzen?

Antwort. Ganz natürlich für meine Landsleute, wo möglich aller Klassen. Ich übersehe ihn nicht ausschließend für Universitäts- und Schullehrer; denn diese kennen und verstehen das Original, welches durch den Apell selbst nicht deutsch so gekleidet werden könnte, daß es, nach allen gelehrtten Details, sie befriedigte. Ich übersehe ihn nicht für Schüler ausschließend, daß sie daraus den Autor würdig verstehen und übersetzen lernen sollen. Es ist unter mir, ihnen eine sogenannte Eselsbrücke zu bauen. Daraus folgt, daß meine Übersetzung weder das Werk eines Grammatikers noch eines Sklaven der Buchstaben seyn darf.

Zweyten. Was bleibt mir also für ein Publikum übrig, wenn ich nicht bloss für die bezeichneten beysden Klassen desselben übersetze; und, Was und Wie muß ich demnach für jenes übersetzen, wenn ich

Ihm bekannt, unterhaltend und
nützlich werden will?

Antwort. Für das sogenannte große
Publikum muß ich arbeiten. Und dies for-
dert, seiner Natur nach, folgendes: einen Au-
tor, der fähig ist, durch Gegenstand und Ver-
handlung anzuziehen; der die Einbildungskraft
durch allgemeinfaßliche Gemählde, und
den Verstand, durch eine einschmeichelnde, po-
puläre Philosophie und Moral fesselt und be-
schäftigt. Da es der Geist dieses Publikums
ist, sich mehr durch leichte Unterhaltung bei-
lehren, als durch schwerfällige Belehrung unter-
halten zu lassen: so darf ich ihm nicht mit
einem Autor kommen, der viele gelehrte Wer-
kenntnisse erfordert und einen Gegenstand be-
handelt, welcher den gegenwärtigen Zeiten,
Gitten, Begriffen, und Gefühlen ganz fremd ist.
Ich kann eben so wenig erwarten, daß es
den Hesiod und Aristophanes durchaus
schmackhaft und unterhaltend finde, als Vir-
gil's Landbau und Ovids Bücher für

Trautige. Geh ihm hilft es mir nicht, wenn ich sage und beweise, daß diese Autoren klassisch, daß ihre Werke kostliche Ueberbleibsel des Alterthums und von den Griechen und Römern eben so gern gelesen werden sind, als wir Deutsche unsere vorzüglichsten Dichter lesen. Alles, was ich erwarten kann, ist, daß man einzelne Gedärde und Scenen der genannten Schriftsteller aus sucht und sie liest. Alles übrige geht verloren.

Ich muß also einen Autor und solche seiner Werke wählen, welche die vorhin angegebenen Bedingnisse erfüllen, z. B., Homers Iliade, und Odyssee, Virgils Aeneide, Ovids Metamorphosen. Da aber das bezeichnete Publikum hauptsächlich nur auf den Inhalt und Geist dieser Werke sieht, insfern es angenehme Belehrung oder auch wohl gar nur Zeitvertreib darin sucht, so ergiebt sich die Worschift von selbst wie ich mich als Uebersetzer zu benachmen habe. Ich darf mir demnach nicht begreben lassen, solche Werke

in einer diesem Publikum fremden Monier und ungewöhnlichen Sprache, Wort für Wort, Vers für Vers, denselben vorzulegen, und dem Idiom meiner Muttersprache Gewalt anzutun, um sie jenen alten und ausländischen Formen anzuschließen. So wie dies Publikum fremde Gegenstände nicht mag, die tiefe Kenntnisse erfordern, so mag es auch keine Sprache; keinen Werksbau, der ihm ungeldig ist. Folglich muß ich meinem Alten diejenige Sprache in den Mund legen, die er sprechen würde, wenn er gegenwärtig unter uns dächte, und ihn so versifzieren lassen, wie unsse neuere, deutsche Lieblingsdichter, versifzirten. Mein übersechter Homer oder Menes muß also, wo möglich, in eben so guten und ganz deutschen Heyametern geschrieben seyn, als Klopstocks Messias; und mein Ovid, dessen Metamorphosen diese, im Deutschen schwerfälligerre, Versart als im Lateinischen, nicht wohl vertreten, muß in eben so guten Stücken, wie sie einige neuere deutsche Dichter machen, oder in einer eben so guten

freyen Verkärt deutsch zurückgegeben werden, wie sie unter andern, im Meuen Amadis gefunden wird. Daran wird klar, daß ich bey meiner Unternehmung hauptsächlich mit dem Geiste meines Autors zu thun habe, und nicht mit seiner Hülle; und, wenn ich es recht überlege, so ist jener freylich die Hauptsache, und das große Publikum hat so unrecht nicht. Da ich also für dieses, und nicht für Kommentatoren, Grammatiker, Antiquare, Literatoren, Professoren und Schüler allein schreibe, auch unmöglich befriedigend schreiben kann, so ist es meine unnachlässliche Pflicht, wenn ich konsequent seyn will, nach solchen Grundsätzen zu arbeiten, die jenem ein Genüge leisten, wenn sie auch von diesen verworfen würden.

Freylich darf ich darum noch nicht hoffen, meine Uebersetzung bey dem ganzen deutschen lesenden Publikum eingänglich zu machen. Nur den gebildetsten Theil der Majorität werde ich zum Käufer und Leser haben; der ungebildete wird immer noch, wenn ich auch

alle, mir verhin aufgelegte, Bedingungen erfülle, sehr fast gegen mein Werk bleiben. Das liegt aber dann nicht an mir, sondern an dem Gegenstande meiner Uebersetzung, der dem Letztern, trotz allen meinen Bemühungen, ihm denselben zu nähern, zu entfernt und fremdartig bleibt muß. Diesen Theil der Majorität, und er dürfte leicht der zahlreichere seyn, muß ich also ganz ausgeben. Ich sehe aber wohl, daß ich nichts dabei verliere, und daß mein übersetzter Dichter unendlich gewinnt. Denn er hätte travestiert werden müssen, um in dieser Sphäre zu gefallen und Sem hätte er dann gefallen?

Anstatt dieses rohern Theiles der deutschen Nation, gewinne ich aber, wenn ich den eben angegebenen, und noch andern Uebersetzerzeugen ganz genüge, einen andern Theil, der mir, ohne alle Vergleichung, schätzbarer seyn muß: ich meyne die Minorität. Diese besteht aus den geschwackvollsten Männern der Nation, denen es, da sie sachgelehrte und nicht

blos wortgelehrt sind, nie einsfällt, mir Bild für Bild, Vers für Vers, Wort für Wort nachzuzählen. Diese Dinge sind für sie nicht wesentlich, aber, wenn sie mit dieselben schenken, so thun sie das für andre Forderungen, die schwerer zu befriedigen sind, als der verbliebene Eigensinn des gelehrtesten Silbermachers. Ich muß das schreckliche Wort heraus sagen — sie verlangen Genie! Ihnen ist es nicht genug, daß ich ein vorzesslicher Griechen und Lateiner bin, daß ich alle, in meinem Original verfassende, historische, mythologische, politische und sittliche, Züge fühle und verstehe; sondern sie wollen noch, daß ich mit meinem Dichter, von einem nicht schlechteren Geist, als er selbst, getrieben, Hand in Hand gehe und bey meiner Überschwung mich eben so begeistert, eben so im Besitz aller Gaben des Musen fühle, wie er selbst; sie verlangen, daß ich meine Muttersprache eben so gut verstehe, als er die seine; daß ich das Mechanische der Dichtkunst eben so in meiner Gewalt habe, als er selbst es hatte; daß ich den

Geist und Geschmack meiner Zeiten eben so
kenne, und dem gemäß ein Werk hervorbrin-
ge, welches, in seiner Art, eben so vorzüglich
ist, als das seimige in dem Zeitalter wo er lebte,
und unter Menschen war, die denjenigen Grad
von Geschmack besaßen, den er eben sowohl
zu befriedigen, als zu verfeinern und zu erhö-
hen hatte. Um dies Ziel zu erreichen, muß
ich weder der Stilus seiner Worte, seiner Vis-
tart, seiner Vorstellungen, noch seines gegen
unsere Kultur verglichen, rohern Geschmacks
hören; ich muß nicht bloß besucht, sondern
es muß meine Pflicht seyn, alles, was der
menschliche Geist im Zache der Dichtkunst, seit
zwey oder dreytausend Jahren gewonnen hat,
mit Auswahl und weiser Anwendung, zur Ver-
feinerung und Verschönerung meines Urtheils-
nals zu nützen, aber immer so, daß meine
Manier und Sprache den Anstrich eines veredel-
ten Alterthums behalte, und eben so weit von
dem Toilettenton, als von der Meistersänger-
sprache, entfernt bleibe; kurz, ich darf, wenn
ich, z. B., die Iliade übersetzen will, nicht,

wie Stolberg, mit einem Gemisch von höchst modernen und ganz Sachischen Wörtern und Wendungen, und nicht, wie Bürger in seiner ersten jambischen Verdeutschung, mit einem unbehülflichen, veralteten, aber und niedersächsischen Sprachkolorit auftreten. Wenn ich diese Regeln befolgen will, so darf ich freylich kein Schüler, sondern ich muß ein großer Meister seyn, und wenn ich sie, ihrer ganzen Etrenge nach, zu einem Meisterwerke nütze und dies wirtlich hervor bringe, so werden freylich eine Menge Metztoren und Konkettoren verzweifeln wollen, aber ein Horne, ein Wiesland, an der Spitze des Ausschusses der Nation, werden mich unbedingt zum deutschen Horner oder Virgil krönen.

Wenn ein deutscher Uebersetzer sich so fragt und seine Fragen so beantwortet, und demgemäß sein Werk unternimt, so muß er, dünkt mich, ein schönes Kunstwerk hervorbringen. Wenige Uebersetzer unter uns haben bey ihren

Arbeiten diesen Gesichtspunkt und diese Grundsätze gehabt, und daher sind die vielen versuchten Unternehmungen dieser Art entstanden. Ich bekenne, diese Regeln sind äußerst schwer zu befolgen; aber, wer hat auch je behaupten mögen, daß eine gute poetische Uebersetzung eines guten alten oder neuen Dichters leicht sei? Wer die Talente hat, einen solchen Schriftsteller nach solchen Regeln zu übersehen, wird weit leichter noch, ein eigenes, eben so treffliches, Gedicht hervorbringen, als das zu übersetzende in seiner Art ist.

Der Popenschen Nachbildung des Homer ist viel Böses nachgesagt worden, aber man sieht leicht, wer die Tadler waren. Nur solche Gelehrte, für welche jede Uebersetzung eine undankbare Arbeit ist. Diejenigen Klassen, für welche Pope seine Arbeit berechnet hatte, lesen bis diese Stunde noch keine andre Uebersetzung, obgleich man ein paar andre hat, die ungleich trenet und richtiger sind, als die seinige, aber dafür auch ungleich höß-

gernet, unverständlicher, geistloser. Welcher Engländer von Geschmack wird sich überwinden können, von der neuesten Cowperschen Uebersetzung des Homer, auch nur einen Gesang ununterbrochen zu lesen, während er die Pope'sche mit wahrer Genüsse von Anfang bis zu Ende liest? Ein Englisher Kunstrichter, der sich als Mann von Geschmack und zugleich als gelehrter Kenner des Homer charakterisiert, macht, bey Gelegenheit jener Cowperschen Uebersetzung, einige Bemerkungen, die mir so aus dem Herzen geschrieben sind, und die auf jede andre Uebersetzung eines Poeten so sehr passen, daß ich mich nicht entbrechen kann, sie, als den Ausdruck meiner eigenen Ueberzeugung und Grundsähe, hier abzuschreiben: We never could conceive, that a close translation of Homer would do justice to the original, satisfy the classical reader, or give the unlearned one a competent idea of its genuine poetical merit. The idioms of a dead and modern language vary so much, that any literal

version of a classic Bard, instead of displaying the spirit and meaning of the original, will frequently exhibit the appearance of an intended burlesque. Let any person try the experiment on an ode of Pindar or Horace, and he will be thoroughly convinced of the veracity of our assertion. Too strict an adherence to the original composition will produce the same effect as an ill constructed mirror does on the human face: the same features will be reflected, but enlarged, diminished, or distorted.

Critical Review, March, 1792.

Noch vergleiche man, was Wieland im C. M. 1790, No. 6, 200 — 209. sagt. Man wird finden daß er mit dem engländischen Kunstrichter ganz einig ist.

„Dass sie aber (schließt der Recensent) diesen Weg, der so weit von Ziel ab führt, ein-

„schlungen, daran sind, die Wahrheit zu gesiehen,
„unsre Kunstrichter, deren Einfluß bekanntlich
„auf das Urtheil des Publikums sehr groß ist,
„nicht wenig Schuld. Sie spannen die Töri-
„derungen in vielen Punkten so hoch, sie sind
„in unbedeutenden Dingen oft so unerbittlich
„strenge, in andern, viel wichtiger, so unbe-
„greiflich nachsichtig; fast immer zeigen sie mehr
„das Bestreben, ihre Gelehrsamkeit und Sprache
„kenntniß auszulegen, und die unvermeidlichen
„Mängel aufzudecken, als dem Verdienste bez.
„siegter Schwierigkeiten zu huldigen. Der
„Geist und die Manier des Originals sey
„im Ganzen noch so gut gefaßt, die Versifi-
„cation wohltönend, die Sprache schön und
„gewählt; hat der Uebersetzer hier und da einen
„Gedanken, einen Nebenzug ausgelassen, ein
„Wort, eine Wendung verändert u. s. w. so
„hält man ihm mit einer strengen Wiene das
„Original vor, und rechnet ihm oft selbst das
„zum Verbrechen an, wofür er das Lob eines
„seinen Geschmack und einer richtigen Beur-
„theilungskraft verdient hätte. Kein Wun-

„der daher, daß sich so selten ein Mann von
, Talanten solchen Arbeiten unterzieht, oder,
„daß er sich so oft, nach kaum betretener Lauf-
bahñ, wieder zurück schrecken läßt.“ —

Daß sie aber — — nicht wenig
Schuld.

Es ist gewiss, daß unsre Kunstrichter (d. i. diejenigen, welche sich in den zwey oder drey
angesehensten deutschen kritischen Werken ver-
nehmen lassen) nicht wenig dazu beytragen,
jene falschen Uebersetzungs-Regeln bey uns im
Eidwange zu erhalten: Dies ist auch kein
Wunder. Mehrheitheils wählen die Heraus-
geber solcher Blätter, Recensenten für dieses
Zach, die ihnen als gelehrte Humanisten ver-
kant sind. Diese werden allerdings trefflich
zu beurtheilen wissen, ob der Uebersetzer sein
Original verstanden, ob er die besten Lesarten
benutzt, ob er die politischen, historischen, und
moralischen Züge gesetzt hat, die in dem alten
Autor vorkommen; aber damit ist es nicht ge-
nug; sie sollten auch ihre eigene Sprache ver-

stehen und eifrig darüber wachen, daß man ihr keine Gewalt anthue; sie sollten willig genug seyn, an ihrem alten Lieblinge manche Worte, Bilder und Tiraden entweder ganz fallen zu lassen, oder zu erlauben, daß man sie, wie es der Genius unserer Sprache, unserer Seiten und unseres Geschmacks erfordert, mit fluger Auswahl veränderte, verfeinerte, abkürzte; sie sollten mit dem Wesen der deutschen neuern Dichtkunst, ihrem Innern und Neusten nach, bekannt genug seyn, um genau beurtheilen zu können, wie fähig oder unsfähig sie bleibe, die lateinische oder griechische zu erreichen oder zu übertreffen; kurz, sie sollten Männer von umfassendem, und nicht einseitigem Geschmack, und eben so weit entfernt seyn. Worte zu bekratzen, als Travestirungen zu billigen. Ich gestehe, daß mir für dieses Fach Weltleute als Kunstrichter (wenn sie sich dazu hingeben wollten) lieber wären, als Lehrer auf Universitäten und Schulen, denn es ist fast nicht zu vermeiden, daß selbst die besten Kopfe aus dieser Sphäre einseitig wer-

sein. Wir haben nicht lauter Heynen und Schüke, die vor dieser Klippe vorbei zu steuern stark genug sind; und doch glaube ich, könnten nur Männer dieser Art solche Werke der Kunst, von denen bisher die Rede gewesen ist, so beurtheilen, daß sie den Originalen nichts wesentliches vergeben oder aufzwingen lassen, aber auch nicht zu ängstlich und unerbittlich. Kleine Veränderungen ihres Nebenpunktes zu bieten. Der Kunstrichter, welcher, in der Neuen Bibl. der schönen Wissenschaften, Virgils Landbau, von Henr. Wöß übersetzt, beurtheilt hat, scheint mir ebenfalls alle die Eigenschaften zu besitzen, und alle die Grundsähe zu haben, die zu der Beurtheilung von Werken dieser Art erforderlich werden; eben so der Rezensent derselben Werkes in der Literatur-Zeitung; nur daß dieser seine Meinung weniger offen sagt, und die Grundsätze jener Uebersetzung weniger nachdrücklich rügt, als der erste, vielleicht bloss darum, weil ihm die, in der That unerträgliche, Geduld dieses Gelehrten und der

unverkennbare Fleiß desselben, zu lebhaft vor-
schwebten und ihn zur Nachsicht stimmten.
Ich gestehe aber, daß gerade diese letzten
Umstände mich über Herrn Wossens Arbeit des-
so unzufriedner machen, da dieser Gelehrte,
wenn er von passenden Grundsäben bey dem
selben ausgegangen, wenn er seinem natürlichen
guten Geschmacke mehr gefolgt wäre, mit eben
so viel Aufwand von Geduld und Fleiß ein
Werk hervorgebracht haben würde, das in der
Deutschen Literatur eben so vorzüglich gewes-
den wäre, als sein Original in der römischen.
Wohl ist ihm doch, zu seinem eigenen, des
gebildetern Publikums und des guten Ges-
chmacks Besten, gefallen, bey seiner neuen
Übersetzung der Iliade, nicht auf seine Ge-
lehrsamkeit als Grammatiker, sondern auf sein
Genie als Dichter, zu hören und selbhergestalt
ein klassisches Werk hervor zu bringen, das
die Sünde wieder gut mache, die er durch jenes
am Virgil, an der deutschen Sprache,
an dem guten Geschmack und an sich selbst be-
gangen hat. Im gleichem Fall ist Raumer mit

seinem übersetzten Martial. Ich gestehe freymüthig, daß ich über einige Sinngebichte hätte schreiben mögen, was Menage auf den Titel von Marolles Uebersetzung eben dieses Satyrikers schrieb: Epigrammes contre Martial.

Die spannen — — zurück schreden
läßt.

Zu diesen Worten des Recensenten, die so treffend sind, habe ich nichts weiter hinzu zu schreiben, als: daß alle seine Kollegen sie wohl beherrzigen und dadurch auch ihrerseits den Anbau eines Kielbes erleichtern und befördern möchten, das bisher für unsre Literatur noch so unfruchtbar geblieben ist, obgleich einige unserer besten Köpfe sich derselben angenommen haben,

X.

General Dumourier in Paris.

(Engl. Acad. Recens. 1792, No. 170 und 172.)

Nicht leicht sind über einen berühmten Mann neuerer Zeiten so ungleichartige Urtheile gesetzt worden, als über den General Dumourier. Als Kriegeminister schien er der einen Partey ein fanatischer Spindelkopf; der andern ein äußerst thätiger und entschlossener Mann; der dritten ein Ignorant in Staatsgeschäften. Als General hielt ihn die eine für einen Modemont, die andre für einen wahren Helden, die dritte für einen Ansänger. Über seinen moralischen Charakter schienen alle drei einverstanden, seitdem sie die Details von seinem letzten Aufenthalt zu Paris in den öf-

sentlichen Blättern gelesen hatten. Nur in der Bezeichnung desselben gingen sie von einander ab. Die erste nannte ihn einen „Crâpuleux,“ die andre einen Alcibiades, die dritte einen „Libertin“. Man sieht wohl, daß diese Bezeichnungen, dem Grunde nach, Synonyme sind, wenn man es unparteiisch untersucht. Ein jeder nennt Dinge dieser Art, wie Leidenschaft, oder eigner Hang und Geschmack, sie taust.

Einer meiner Freunde, den man schon kennengelernt, kam heute wieder zu mir. Ich las einige Bewegung in seinem Gesichte.

D. Was schläft Ihnen? Nicht gut geschlafen?

E. Ich bin noch zu jung, als daß mich ein bisschen Schlafl weniger, aufbringen könnte.

D. Sie sind also aufgebracht?

Er. An dem Ton Ihrer Frage merk' ich schon, daß Sie sich wenig für meinen Unwillen interessiren werden.

Sch. Für ihren Unwillen freylich nicht, aber vielleicht für Ihre Wünsche dazu. Darf ich sie wissen?

Er. Ich argue mich über unser kleinstädtisches Publikum.

Sch. Wie so?

Er. Man ist allgemein über den armen Dumourier her, weil er, in dieser Zeit der Neth, bey Rembrandt gegessen und vielleicht bey einer hübschen Fille d'Opera geschlafen hat.

Sch. Und was schließt man aus diesen ärgerlichen Angaben?

Er. Dass er ein liederlicher Mensch ist und kein Vertrauen verdient.

Joh. Der Arme! Und Sie Armer!

Er. (lächelnd) Warum diese Apostrophe an mich?

Joh. Weil ich vermuthe, Sie fühlen sich selbst in dem armen Dumontier angegriffen!

Er. (wie oben) Wissen Sie, daß das hochst. ist?

Joh. Kann seyn! Aber auch wahr?

Er. (wie vorhin) Nun gut, ich bin in Paris auch mit Komödianten umgegangen und habe —

Joh. Geschlaufen? Bey wem?

Er. Bey Akteurs nicht, versteht sich!

Joh. Aber vielleicht bey einem Wesen, das Akteur und Attrice zugleich war? Haben Sie Mlle. Raucourt gekannt?

Er. O ja! Aber sie war schön im alten Register.

Sch. Als Mann, oder als Frau?

Er. Als beydes! Sie scheinen über sie gut unterrichtet.

Sch. Allerdings, aber nur theoretisch.

Er. Wissen Sie das berühmte Couplet auf sie, das hierher gehört.

Sch. Kein Couplet, aber ein sehr naives bon-mot, von der eben so samsigen Arnoux.

Er. Sie war schön tebt, als ich nach Paris kam. Und das bon-mot?

Sch. Eine junge Fille d'Opera hatte das Unglück, daß die Unzertrennlichkeiten eines Liebhabers bey ihr anschlugen, und sich nach Neun

Monaten entwickelten. Sie fragt der Arnoux
ihren Unstern, und fragte: wie es denn Mlle.
Raucourt anginge, bey so vielen Liebhabern,
denselben auszuweichen? „Ma chere en-
fant.“ erwiederte die Arnoux: „Une souris
qui n'a qu'un trou est bien-tôt prise.“

Er. Sehr wißig und sehr beschäft. Mein
Couplet ist nicht so gut. Hören Sie nur:
(er singt.)

Pour te fêter, belle Raucourt,
Que n'ai - je obtenu la puissance
De changer vingt- fois en un jour
Et de sexe et de jouissance.
Oui, je voudrois, pour t'exprimer
Jusqu'à quel degré tu m'es chere,
Etre jeune homme pour t'aimer
Et jeune fille pour te plaire,

Ih. Sie sind sehr bescheiden, mein lie-
ber Freund. Ihr „Couplet“ sagt gerade
noch einmal so viel, als mein „bon-not!“

Wissen

Wissen Sie nicht, ob dieser strohe Wunsch an die Gehörde gelangt ist?

Er. Ganz gewiß! Wie könnte ein bel'esprit diesen Worts gemacht und ihn nicht auf der kleinen Post Ihr zugeschickt haben?

Dch. Und wie hat sie es aufgenommen?

Er. (mitz ansehend) Wollen Sie mich zum Besten haben?

Dch. Wie kommen Sie darauf? — Ach ich verstehe! Sie denken, ich will mich an Ihnen rächen wegen Ihrer Wissbegierde bei meiner neulichen mikrologischen Deduktion über Matesfeld und Mätzfeld. Es ist wahr, wir scheinen ein wenig vom General Dumourier abgelenkt zu seyn —

Er. Und Sie haben mir hinterlistig mein Steckenpferd satteln wollen?

Dch. Das nicht! Genau überlegt, gehört noch alles, was Sie bis jetzt gesagt ha-

haben, zur Cache. War die Maconre
reich?

Er. Reich? Ja, wie alle Mädchen ihres
Aet — „pour le moment.“ Aber, bey
weitem nicht so reich, wie die Guimard.

~~Fräulein, so ist es doch eben nicht~~

Dph. Wirklich?

Er. Denken Sie nur, diese hatte auf
der „Chauillée d'Antin“ ein Haus, so groß
und geschmackvoll, so wollüstig eingerichtet,
dass man sagt, es habe ihr über 400,000 Livres
gekostet.

Dph. Sie tanzte herrlich!

Er. Dies allein hat ihr nicht so viel ein-
gebracht! Eine Menge französischer junger
Großen schickte eine Thre darin, ihr Opfer jeder
Aet zu bringen. Als die Königin noch Köni-
gin war, wollte sie auch eine schöne Zahl
Louis-neufs jährlich in den Schoß.

Sch. Wofür?

Er. Diesmal bloß für ihren guten Geschmack. Bei seyerlichen Gelegenheiten wurde sie mit Zechen zur Toilette der Königin abgeholt. Keine Radel wurde ohne sie gesetzt. Deshalb fand man den königlichen Anzug immer etwas overhaft. Wissen Sie, was die Königin einmal für eine Weisung von ihrer ehrbaren Mutter darüber bekam?

Sch. Ich weiß heute nicht!

Er. Ich verstehe Sie. Aber ich habe von Ihnen gelernt, niemanden etwas zu schenken. Hören Sie also: Die Königin schickte ihrer Mutter ihr Portrait. Der Anzug war mit der geschmackvollen Guimard reiflich überlegt worden. Der Maler hatte ihn eben so wieder gegeben. Maria Theresia, eine große Frau, aber „du goût le plus mesquin,“ schickte das Bild mit folgenden Zeilen zurück: „Vos ordres ont été mal executés. Au lieu

de la Reine de France, que je m'attendois à admirer dans votre envoi, je n'ai trouvé que la ressemblance et les entours d'une Fille d'Opera. Il faut qu'on se soit trompé.

Joh. Wo steht das?

Er. (empfindlich) In meinem Portefeuille.

Joh. Die Quelle ist etwas unzuverlässig, aber ich will es mit ihnen nicht so genau nehmen, wie Sie mit mir vor ein paar Tagen. Lassen Sie uns auf die Haupthache zurück kommen. Die Theatermädchen, die gerade Mode sind, haben also gute Einkünste?

Er. Verstehst sich. Keine der Dertains verdienen bey der Oper hat unter 25 — 30,000 Livres jährlich, und die Aktrizzen bey den andern großen Theatern können, ein Jahr in das andre gerechnet, von 15 — 20,000, eine

zunehmen haben. Dies bringt ihnen ihr Anteil an der Einnahme, die, nach der Auktionenheit und nach der Masse, unter sie vertheilt wird. Eben so mit den Aktien. Selbst die jüngsten beyderley Geschlechtes bekommen jährlich ein festes Gehalt von 3 bis 6,000 Livres.

D. Kann ich mich auf diese Angaben verlassen?

E. Gewiß, wenn das gute Vorurtheil gegründet ist, das Sie in diesem Punkt für mich haben.

D. So schenk' ich Ihnen die Dokumente.

E. Ich nicht. Ich wäre Ihres Vertrauens unwert, wenn ich Ihnen nicht ein halbes Dutzend Bücher und Broschüren zur Beglaubigung meiner Angaben ansühren könnte. Lesen Sie also —

D. (ihn unterbrechend) Sehr verbunden.

Et. Merken Sie sich also nur folgende:
Causes amusantes et connues etc.;
Plaintes et doléances des Comediens Fran-
çais; l'Espion du Boulevard; l'Espion
anglois —

Joh. Genug und satt. Sie sollen mein
räsonierendes Register seyn, wenn ich eins-
mal Theil und Seite dieser Bücher wissen
will, wo die erwähnten Gegenstände vorom-
men. Ist das aber nödige?

Er. Was wollt' es nicht! Seit der Re-
volution sind zu den alten Theatern noch drei
neue hinzugekommen. Ein sicherer Verweis,
dass es im Parterre und hinter den Kulissen
nicht an Liebhabern fehlt. Die Renten der
Schauspieler und Schauspielerinnen haben
aber zu: als abgenommen.

Joh. Es bleibt also dabei, dass diese
Herren und Damen gute stehende Einkünfte
haben; und die zufälligen?

Er. Geh den Damen sind sie Légion, und haben ihre Hauptquelle, wie D'Alembert einmal sagte, in den „loix du mouvement.“ Sie wechselt ihre Liebhaber, wie ihre Anzüge. Keiner kommt ohne Tribut davon, das ist natürlich. Der Eine giebt das Quartier, der Andere die Meubles, der Dritte den Tisch, der Vierte die Equipage und die Vedientes, der Fünfte — Nichts —

Doh. Nichts, sagen Sie?

Er. Sie ärgern mich mit Ihren verstellten Schülerfragen! Sie müssen doch wissen daß diese Mäddchen gegen die gebenden Liebhaber nur dankbar sind, daß sie aber auch welche brauchen, die sie lieben.

Doh. Diese also geben nichts?

Er. Nein; sie bekommen. Wissen Sie, wie man diese Nebenläufer mit einem Kunstdudien nennt?

Ich. Das gehört zu Ihrer Gesellschaft.

Er. „Amis“ oder „Amans“ heißen sie, und sind oft ihres Zeichens nur junge Offiziere, Tänzer, Maler, Friseurs, oft gar nur Bediente —

Ich. Kein Wunder! Diese Göttinnen müssen doch irgendwo mit der Menschheit zusammen hängen.

Er. Diese geben ihnen den Genuss, den die höhern Liebhaber oft blos versprechen. Dafür werden sie verhältnismäßig bezahlt. Undessen sind diese Ausgaben nicht so groß, daß jene Dilettantinnen nicht selten ein vorzestliches Haus machen können. Ihre Diners, Gouvers, Equipage, Kammerdiener, Kammerfrauen und Magde, dürfte sich oft keine Prinzessin schämen. Unter dem alten regime, wurden sie nicht selten sogar von diesen beneidet, und dieser Reid, wenn er

auch sonst ehnmächtig blieb, war doch in satyrischen Aussäßen stark. Einmal hatte Mlle. Adeline, vom Theatre Italien, einen Halsschmuck von Diamanten —

„Ich. Bravo! Nun sind Sie im Bilde. Ich erwarte ein Dutzend Anécdotes, die hierher gehören —“

Er. Zählen Sie nur fort. Vielleicht finde ich schon morgen Gelegenheit, mich an Ihnen zu rächen. Die schöne Adeline also, die jetzt häßlich ist, hatte ein prächtiges Halsband von Brillanten, von derjenigen Art, die man „rivieres“ nennt, und die, in einem funkelnden Strein, vom Halse herab über den Busen hinunter flossen. Ein junger Herr, der bey einer hohen Dame in der Loge stand, trachtete sie aufmerksam auf diesen außerordentlichen Schmuck und sagte: „Voila une riviere qui descend bien bas! —“ „C'est,“ erwiderte die Dame: „C'est qu'elle retourne vers la source.“

„Ich. Allerliebst!“

Er. Den großen Baron verfolgte, schon vor achtzig Jahren, der Teid auf ähnliche Art. Sein Kutscher und seine Bedienten, die es sich vermutlich zu großer Ehre redneten, diesen Kaiser, König, Heros und Tyrannen zu fahren, und ihm die Schuhe zu putzen, geriethen in Händel mit den Leuten des Marquis von Viron, und bekamen derbe Prügel. Baron war sehr böse über die Schande, die man seinem Hoffstaat anhat. Er gieng ausgebracht zum Marquis: „Mr. le Marquis,“ sagte er: „Vos gens ont battu les miens. Je vous demande justice.“ — Der Marquis, eim die Stiere warm wurde, daß ein „Comédiens“ von „gens“ sprach, welche von den „gens“ eines Marquis, die auch nur „gens“ waren, verblautet seyn sollten, daß also dieser „excommuniè“ sich mit ihm in Parallele zu setzen so frech war, erwiderte: „Mon pauvre Baron, que veux tu que je te dise ? Pourquoi as - tu des gens?“ —

Joh. Aller Ehren wert!

Er. O, welcher Trautz weiß ich noch
hundert.

Joh. Schließen Sie nur für diesmal Ihr
Magazin und beantworten Sie mir noch eine
Frage —

Er. Aber, wo bleibt Dommourier?

Joh. Wir sind bey ihm, sag' ich Ihnen.
Diese Damen und Herren, die so viel Auf-
wand machen, daß sie sich den Preis der
Großen zu zogen, müssen nochwendig tieflich
leben. Das ist mit Händen zu greifen. Lebt
es sich aber auch eben so angenehm mit ih-
nen?

Er. Sie sehen mich in Verlegenheit mit
Ihren Fragen. Soll ich Ihnen sagen, wie
mit der Umgang mit diesen Mädeln, oder
wie er Anderen gefallen hat.

Ich. Sagen Sie mir, wie er Ihnen gefallen hat. Die Schilderung wird dadurch lebendiger. Daß ich Sie nicht so streng beurtheilen werde, wie unser Publikum den General Dâmeurier, versteht sich von selbst. Hârt' ich Ihnen sonst wohl bis jetzt ohne Geusen zuhören können?

Er. O, wenn Sie mir diese Versicherung auch nicht gäben, ich liege dennoch mein Gefühl sprechen. Wissen Sie also, daß es nichts Entzückenderes geben kann, als der Umgang mit diesen Mädelchen. —

Ich. Mit Erlaubniß, wird jetzt Ihre Körper oder Ihre Seele sprechen?

Er. Beyde, so der Himmel will, und beyde aus Einem Munde. Sie haben doch noch eine Idee von dem versährerischen, blenden Glanze der Pariser Oper? Von den Tänzen, mit welchen die Vorstellungen vermischt sind?

Dö. Noch eine ziemlich lebhafte.

Er. Gut! Sie ersparen dadurch sich und mir die Hälfte einer Schilderung. Denken Sie sich also ein Wesen, das aus den reizendsten Umgebungen hervorschwebt; auf Büschen, die in einem ewigen, niedlichen Spiele begriffen sind; in einem Anzuge, den der feinste Geschmack in der Eroberungskunst erfand; denken Sie sich, wie diese jätte Nymphé wohl selenweise das rührende Schmachten der Liebe und das erschütternde Begehrten der Wollust, in Blicken, Stellungen und Gesten darstellt; wie sie flieht, um eingeholt zu werden; wie sie verweigert, um zum Nehmen einzuladen; wie sie sich ergiebt, um zu erobern —

Dö. Schön! Sie sprechen von französischen Sachen mit acht französischen Wendungen.

Er. O, Sylbenstecher! O, abscheulicher Grammatiker! Wie können Sie bey meinem Gemälde an den Pinsel denken?

Sch. Sie können sich dafür am besten
röhren, wenn Sie fortfahren —

Er. Denken Sie sich also, Sie liebsten
hiesel reizende Kreatur —

Sch. Denken? O, ja!

Er. So wie sie erscheint, fahren alle
Hände zum Klatschen zusammen! Jedes Auge
richtet sich, mit einer Art von Trunkenheit,
auf sie. Ihre Figur und ihre Kunst bewirken
ein allgemeines, laut ausgedrücktes Entzücken,
und um sie drehen sich, für diesen Moment,
alle Gefühle, alle Wünsche, der ganze begeis-
ternde Verfall von Tausenden! Wenn nun
Ihr Herz, während ein ganzes Publikum in
Wonne aufgelöst ist, Ihnen sagt: Dies Wesen,
das solch eine gewaltsame Wirkung thut, ist
Mein; das ganze System ihrer Reize und
ihrer Kunst erhebt sich darum so hoch ins Gött-
liche, weil Ich in der Oper bin; weil sie
Mir gefallen; Mir Genuss geben will —

Joh. Ich verstehe Sie! Diese Wendung ist meisterhaft, ohne Ihnen zu schmeicheln. Ich begreife nun, wie Männer, besonders junge, so fest und so lange in den Fesseln dieser Verführerinnen bleiben können, ohne daß ihnen die Augen aufgehen? Der Zauber ist sehr stark, der aus der geschmeichelten Eigenschaft hervorgeht. Illusion ist also die Kunst dieser Weiber! Die Kraft und den Stil dieser Kunst ahnde ich —

Er. Und ich habe sie gefühlt —

Joh. Bedaure!

Er. Was Sie Illusion nennen, ist freylich bey solch' einem Weibe der einzige aber auch, seiner Natur nach, der hinreißendste Genuss. Alles ist Theater bey ihr. Heute haben Sie an ihr eine Königin, morgen eine naive Ollavin; heute eine heroische Diane, morgen eine schüchterne Majade. Juno besieht Ihnen heute, morgen wartet Júter.

mit offenen Armen eine Kriadne. Heute trösten und weinen Sie zu den Füßen einer Medea, morgen versiegt eine Penelope in Thränen an Ihrer Brust —

Ich. Genug und satt! Die Liebhaber dieser Weiber, sche ich wohl, haben in Einer einzigen ein zahlreiches Theral mythologischer Gottheiten. Schade, daß sie alle sabothaft sind, und daß oft eine magre, kleine, giftige Maupe, auf einige tauschvolle Wlemente, diese schönen Schmetterlingsgestalten gebergt hat —

Er. Wem fällt das ein, wenn das Blut im Bräusen, die Eigensiebe im Geniesen ist? Legen Sie zu dem allen noch Verstand, Witz, Einheit, und Lebhaftigkeit, und lassen Sie diese auf Sie zu wirken ansängen — wahhaftig, dann geht Ihr Verstand eben so mit Ihnen davon, als alles übrige —

Ich. Ihr „Alles übrige“ ist möglicher! Darf ich wissen, was Sie damit meinten?

Er.

Er. Ich meyne alles übrige, was nicht Verstand ist.

Dph. Worteßlich! Sehr deutlich!

Er. Nichts geht über die kleinen Sowpers, die man mit diesen Mädchen veranstalten kann —

Dph. Ah, jetzt tippen wir wieder auf Däumourier —

Er. Jeden Andern würde ich sie beschreiben, aber Ihnen nicht, mein alter Herr —

Dph. Sie sind sehr unbarmherzig!

Er. Wenn dieser Geuscher Ernst wäre, so thäte ich 'was für Sie! Ich gäbe Ihnen sogar in Versen eine Skizze davon —

Dph. Geben Sie doch! Es ist mein Ernst. Die Verse sind vielleicht gar von Ihnen?



Er. Ich schicke sie an „Mlle Rose.“
Bottanzerin bey der Oper. Nur ein paar davon.
Ihr Untheil verbitte ich —

— — — — —
 Et erois tu, jeune enchantereille,
 Que dans ton bel oeil de saphir
 Je puise voir, sans ivresse
 Et sans que le trait du desir
 A l'instant m'atteigne et me presse,
 Briller le signal du plaisir ? —
 Dans mon asile viens répandre
 Son éclat, son charme divin.
 A souper je t'y vais attendre,
 Couvert bien net, du plus beau lin;
 Une pyramide de roses ;
 A chaque Grice un plat bien fin . . .
 A toi seule tu les composes.
 Sous tes doigts de lis jaillira
 De l'Epernay l'ambre liquide,
 L'enoens d'Amathonte et de Gaidé
 Sur un autel y brâlera,

Dans l'éclat transparent du verre,
Sous mille formes s'y jouera
Une flamme vive et légère.

Viens faire asseoir à ton côté
Les deux enfans de la Folie,
L'envoûtement et la volupté.
Du feu léger de la faillie,
L'un à souper peut petiller;
Plus feusible et moins aimable;
L'autre s'y pourraît ennuyer:
Ah! voudras-tu la renvoyer?
Quand nous aurons quitté la table?

J. d. Nach aufgehobener Tafel schreite ich
Dumourier in den Wagen und führt davon —

E. Das ist ihm nicht zu verdenken.
Meines Wissens, ist er schon in den sechzigern.
Aber soll dies ein Vorwurf für mich seyn, daß
ich nicht davon führe?

J. d. Ich weiß nicht. Nur dies weiß
ich, daß Sie mir genug gesagt haben, um

über Dümourier weniger angstlich zu urtheilen,
als unser Publikum —

E. Genug gesagt! Wie ist seit einer
Viertelstunde kein Wort von ihm entfallen.

I. Das kann wohl seyn; und doch
liegt in dem, was Sie bis jetzt gesagt haben,
eine vollständige Entschuldigung dieses Genera-
rals und eine Vobrede auf die neuesten Pariser —

E. Wissen Sie, ich halte Sie für sehr
unglücklich, daß Sie in jedem Dinge, immer
zwey Dinge sehen.

I. Sie sind wunderlich. Sie mehe-
man sieht, desto mehr erfährt man. Ich halte
wieder die Leute für unglücklich, die in jedem
Dinge nur Eins sehen. Aber lassen Sie mir
das nur hingehalten, damit wir uns nicht in
Wortspielen verlieren. Es ist Zeit, daß wir
die Moral aus Ihren unmoralischen Gemälden
und Wintzen ziehen —

Er. Die Arbeit überlasse ich Ihnen.
Ich gebe Ihnen mein Wort. Sie nicht so oft zu unterbrechen, als Sie mich unterbrochen haben.

Dich. Desto schlimmer für mich und Dokmourier. Sie werden mir dann auch nicht so aufmerksam zuhören, und sich, nun von Moral die Rede ist, für Ihren Klienten weniger verwenden, als vorher, da von Zimmerman die Rede war —

Er. Ich begreife nicht, wo sie hinaus wollen. Steckt irgend wieder eine boshafte Wendung dahinter?

Dich. Wenn Sie das für eine halten, daß ich jetzt mit Ihnen von Moral sprechen will? — Aber, beruhigen Sie sich. Diese Moral wird französisch seyn, das heißt so, wie man sie aus den „contes moraux“ Erektionen ziehen kann —

Er. Sie sind stark in Einleitungen, wie alle Moralisten. Ich bitte um Kürze.

Doh. Gut also. Wen allem, was Sie gesagt haben, ist die Moral diese: Frankreich wird ärmer, ist mithin auf dem Wege, besser zu werden.

Er. (lächelnd) Wahrschaffig, diese Resultat ist ein kostlicher Beweis von der massenhaften Ausmerksamkeit, mit der Sie mich angehört haben. Ich habe kein Wort von Frankreich und von ärmer und besser gesagt.

Doh. Wollen Sie mich zwingen, Ihre und meine Ehre zu retten? Ich würde mich für Sie und für mich schämen, wenn Sie nur das gesagt hätten, was Sie gesagt haben, und wenn ich nur das gehört hätte, was ich hörte. Sie hätten frivole Dinge gesagt, und ich verglichen gehört. Sie sollen mir noch Dank

wissen daß ich in Einem Dinge ihret zwey
sehe —

Er. Sie spannen mich auf die Folter.
In meinem Leben sind Sie mir noch nicht
so unverständlich gewesen.

Ich. Und ich sehe meine Ehre zum Pfande,
daß inich jeder Dritte verstehen würde, der
unser Gespräch angehört hätte. Hast inichs
ihs darauf ankommen lassen und kein Werk
mehr sagen —

Er. Thun Sie das nicht, Sie verlören zu
viel dabei. Wenn Sie ein echter Moralist
sind, so müssen Sie auch Freunde daran finden,
Ihre Moralen ein wenig vorzuläuen. Lassen
Sie mich nicht länger schmachten.

Ich. D'Umourier kam als Rettter des
Vaterlandes nach Paris. Es geht uns hier
nichts an, ob er es gerettet hat, oder die

Gäbrung der Trauben von Champagne, welche die Preussen und Österreicher ohne Brod aßen. Wenn im alten Frankreich jemand, unter solchen Umständen, nach Paris kam, so bevächtigten sich die großen und reichen Häuser seiner. Er war der Mann des Tages. Sein Aufenthalt in der Hauptstadt war ein Triumph. Was alle drei Reiche der Natur Eß- und Trinkbares hervorbrachten, ward ihm ausgetragen; was alle fünf Sinne und auch der sechste, in ihrer lusternsten Begehr, verlangen konnten, stand ihm zu Gebote. Die Eigensiebe Aller strengte sich an, um seiner Eigensiebe zu schmeicheln. Die Renten der Ducs und Marquis und „Fermiers“ erschöpften sich, um ihn zu ehren, und die Rotetterie ihrer Hälften war in voller Rüstung, um ihmheimerlich und fühlbar zu machen, daß er seines Ruhms wegen, der Mühe werth sei, erobert zu werden. Der Schwiß der nüchtesten Staatsbürger schäumte dabei in vollen Gläsern, blickte in Brillanten, Panaschen, jetti

platte in Blaketen, brannte in tausend Lampen — ihm zu Ehren, Verschwendung, Ueppigkeit, Uebermuth, begleiteten ihn auf jedem Schritte. Der bessere Theil der Nation hatte bloß Erlaubniß, zuzuschauen und ihm ein mattoes, etunstetes „Vive“ zu rufen —

Er. Sie fallen aus Ihrer Rolle, mein lieber Freund! Diese Wärme und dieser Nachdruck schicken sich nicht für einen Moralisten.

Sch. Für einen Deutschen nicht, wohl aber für einen französischen. — Von dem allen fand Dumourier nichts. Keinen König mehr, der ihm, zum Lohn für seine Thaten, eine — Audienz gab; keinen Hof, der ihm ins Gesicht lebte, und hinter dem Rücken sein „air gauchet“ bespöttelte; keine Grossen, die ihn äußerlich bewunderten und innerlich beneideten; keine glänzenden Häuser, die wechselseitig von ihm Glanz bergen, und ihm Glanz

zu geben glaubten; kein Volk, das ihn, im ersten Mausche, vergötterte und in dem nächsten, kalten Augenblicke chansonierte; keine Duchesse mehr, die ihn mit ihren Tresseln beschränkte, und dafür, um sich einen Namen zu machen, ihm die Dienste eines Opernmaiden hat —

E. Endlich ahnde ich, wohin Sie wollen. Ich werde wohl gar am Ende noch mit ihrer Moral zustieden seyn müssen —

D. Für das alles findet er einen Volksausschuss, der ihn mit Freuden empfängt, aber ihm bloß auf gut mitbürgерlich dankt und ihm erlaubt, für Fisch, Wein und Mädchen selbst zu sorgen. Seine Bürgertum sind arm, und deshalb bloß patriotisch. In ganz Paris ist kein einziges grosses Haus mehr, wo er seine Eitelkeit, seinen Hang zum Wohlleben und seine Neigung zur Libertinage in einer Ringmauer befriedigen kann. Als Europa:

gat für das alles, findet er nur Theater, wo ihn zwar die versammelten Bürger mit Händeklatschen empfangen; wo er zwar Pracht, Glam, Illumination sieht; wo er zwar den fröhlichen Einflang der Instrumente hört; aber wohlgernekt, daß alles dreher sich nicht um ihn als Hauptperson, sondern das Publikum hat es für sich bezahlt, und giebt ihm, um ihn zu ehren, höchstens einen freyen Zugang. Er findet keine übermuthige Verschwender mehr, die ihm, auf dem Rücken des kleinen Städtchens, Soupees und Bälle gaben; sondern nur Leute, die von dem Nebentheater und dem Hang zum Vergnügen ihrer Mitbürger leben. Welch ein Unterschied! Nur unter diesen findet er noch den Aufwand, den leichten Ton, die Galanterie, den Hang zu Sinnlichkeiten aller Art, die ehemals das fast ausschließende Vorrecht der höheren Stände waren; er selbst ist in diesen Zirkeln oder deren Nähe erzogen, und hat mit ihnen gelebt; seine Neigungen sind noch aristokratisch,

wenn auch seine Grundsätze republikanisch sind ;
eine Montenier, ein Talmas —

Er. Um Verzeihung, wie schreiben Sie
den Namen des letztern ? hinten mit einem
S., oder ohne S.

Dph. O, Kleinigkeitsskramer, wie bin
ich jetzt an Ihnen gerächt ! Ich schreibe ihn
mit einem S. —

Er. Falsch ! Falsch ! Dieser Auteur heißt
nicht Talmas, sondern Talma. Sie haben
sich von dem Korrespondenten des Hambur-
ger Korrespondenten irre führen lassen. Sehn
Sie hier (er zieht ein Büchelchen aus der
Tasche) im Calendrier des Spectacles de
Paris von 1790, Seite 57, heißt er Talma
ohne S. Der Redakteur muß doch wohl wis-
sen, wie er sich eigentlich schreibt ?

Dph. Nehmen Sie meinen Dank für diese
höchst wichtige Belehrung. Dieser Talma



